





OLYMPIA
Werte · Wettkampf · Weltereignis

INHALTSVERZEICHNIS

- Walther Tröger | **3 Olympia** | Werte, Wettkampf, Weltereignis
- Manfred Lämmer | **4 Idee** | „Für eine bessere und friedliche Welt“
- Ansgar Molzberger | **5 Rituale** | Fahne, Fackel und Feuer
– Zur Entwicklung der olympischen Rituale
- Ansgar Molzberger / Christian Wacker | **7 Entdeckung** | Die „Entdeckung“ der Olympischen Spiele
- Christian Wacker / Jörg Weck | **9 IOC** | Olympische Strukturen und Organisationen
- Wolfgang Maennig | **10 Kommerz** | Gigantismus: Werden Olympische Spiele
immer größer (und teurer)?
- Eike Emrich | **11 Citius, altius, fortius!** | (Höchst-)Leistungen und Rekorde.
Merkmale sportlicher Leistungen
- Helmut Digel | **13 Doping** | Doping – Geißel des modernen Hochleistungssports
- Josef Hackforth | **14 Medien** | Olympische Spiele und TV
- Arnd Krüger / Julia Colter | **16 Technik** | Die Technik, die uns bewegt
- Gudrun Doll-Tepper | **19 Paralympics** | Paralympics – Special Olympics – Deaflympics
- Volker Kluge | **20 Winterspiele** | Festival auf Schnee und Eis:
Die Olympischen Winterspiele
- Hans Jägemann | **23 Ökologie** | „Beachtlich, aber nicht genug.“
Umweltschutz bei Olympischen Spielen
- Andreas Höfer | **24 Politik** | Von Würgegriffen und Befreiungsschlägen:
Eine kleine politische Geschichte der Olympischen Spiele
- Steffen Haffner | **27 Sieger** | Die Akteure bei Olympischen Spielen
- Karl Lennartz | **31 Wettkampf** | Das olympische Wettkampfprogramm
- | **34 Summaries** | Summaries in English



Werte • Wettkampf • Weltereignis

Wenn am 8. August 2008 im neuen Nationalstadion von Peking die XXIX. Olympischen Spiele der Neuzeit eröffnet werden, dann wird dies ein weltbewegendes Ereignis sein. Das größte Sportfest aller Zeiten beginnt. Weit über 10.000 Sportler aus über 200 Nationen treffen sich in China, um in 28 Sportarten um Medaillen zu kämpfen. Gut zwei Wochen wird die Welt auf China blicken. Doch, wie bereits mehrfach in der Geschichte der Olympischen Spiele wird auch diesmal nicht nur das sportlichen Geschehen von Interesse sein!

Die Olympischen Spiele waren und sind ein international bezeugtes Ereignis, das eine Besonderheit aufweist: die Olympische Idee als Grundprinzip für die Spiele. Diese Idee hat den Anspruch, Sport mit Erziehung und Kultur zu verbinden. Sie soll auch die Freude am körperlichen Einsatz mit dem erzieherischen Wert des guten Beispiels und der Achtung fundamentaler und universell gültiger ethischer Prinzipien vermitteln. So steht es in der Olympischen Charta! Die Olympischen Spiele sind also weit mehr als 28 Weltmeisterschaften zu gleicher Zeit am gleichen Ort.

Vor dem Hintergrund des diesjährigen Austragungsorts treten zahlreiche Aspekte der Olympischen Idee hervor, die über das Sportliche hinausgehen. In zahllosen Diskussionen und Debatten wird die politische Bedeutung der Spiele in Peking erörtert und über die Verquickung von Sport, Politik und Wirtschaft gestritten.

Doch was genau ist die Olympische Idee? Welche Werte werden in der Olympischen Charta betont? Woher kommen die Olympischen Symbole und wie entstand das olympische Zeremoniell? Antworten auf diese Fragen und Hintergrundinformationen will die Ausstellung Olympia – Werte • Wettkampf • Weltereignis im Deutschen Sport & Olympia Museum in Köln geben.

Aber damit nicht genug: Vom antiken Olympia über den langen Weg zu den Spielen der Neuzeit, von Doping, Kuriositäten, Mythen und Skandalen, von technischer Entwicklung und den Paralympics, von Ökologie und Ökonomie, von technischer Entwicklung und von Grenzen der Technik, vom Wandel des Sportbildes, von Sportlerinnen und Sportlern, von Triumphen und Dramen berichtet diese in ihrer Vielseitigkeit einmalige Schau.

Den Besuchern unserer Ausstellung und des Museums wünsche ich einen Einblick in die unterschiedlichen Facetten der Olympischen Idee und der Olympischen Spiele.

Professor Walther Tröger

Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees

Vorsitzender des Vorstands Deutsches Sport & Olympia Museum

Köln, den 25. April 2008

„Für eine bessere und friedliche Welt“

Manfred Lämmer

Alle vier Jahre verfolgen Milliarden von Menschen in aller Welt an den Fernsehschirmen die Olympischen Spiele. Doch nur wenigen ist bewusst, welchen Sinn sie haben. Auf Initiative des französischen Barons Pierre de Coubertin beschlossen die Teilnehmer eines Kongresses in Paris im Juni 1894, im Anschluss an die antike Tradition die Olympischen Spiele in moderner Form wieder aufleben zu lassen. Pierre de Coubertin, Pädagoge aus Leidenschaft, sah in ihnen den Höhepunkt und eine öffentlichkeitswirksame Werbung für eine Erziehungsform, in der die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften in harmonischer Weise entwickelt werden sollten. In diesem Konzept spielten der sportliche Wettkampf und das Streben nach persönlicher Bestleistung eine zentrale Rolle. Sein Leitspruch „Citius – Altius – Fortius“ (Schneller – Höher/Weiter – Stärker) schloß auch den absoluten Rekord nicht aus.

Doch immer höhere Leistungen und ein ständig steigender Trainingsaufwand führten letztlich dazu, dass der heutige olympische Athlet nur in Ausnahmefällen in der Lage ist, dieses Ziel zu erreichen. Das Ideal eines Zehnkämpfers mit umfassender musischer und intellektueller Bildung haben allen romantischen Vorstellungen zum Trotz auch die Athleten der Antike nicht erreicht. Erschwerend hinzu kam die Vorstellung, dass der olympische Athlet auch noch Amateur sein sollte und das Prinzip des Fair Play im Wettkampf und im täglichen Leben befolgen sollte. Das Ziel der harmonischen Vervollkommnung, das noch immer in der gültigen Olympischen Charta steht, bleibt ein Ideal. Doch der Spitzensportler in der olympischen Arena kann auf Grund seiner Vorbildwirkung erzieherisch wirken.

Pierre de Coubertin verfolgte mit seiner Initiative noch ein zweites: Ende des 19. Jahrhunderts ließen bahnbrechende Erfindungen, die Industrialisierung und die Ausweitung des Handels die Welt näher zusammenrücken. Neue Verkehrsmittel und Nachrichtenverbindungen überbrückten riesige Entfernungen. Die letzten weißen Flecken verschwanden von der Landkarte und Weltausstellungen vermittelten das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Doch diese Entwicklung hatte auch eine Kehrseite: Die imperialen Großmächte kämpften um die Aufteilung der Kolonien und die Sicherung der Rohstoffmärkte. Die Aufrüstung erhöhte die Kriegsgefahr und die sozialen Spannungen in den Industriegesellschaften nahmen zu.

In dieser Zeit entstanden mehrere Gegenbewegungen, die Nationalismus und Chauvinismus bekämpften und für soziale Re-

formen eintraten. Dazu zählten die Friedensbewegung, die Arbeiterbewegung, die Frauenbewegung und andere. Vor diesem Hintergrund hatte Coubertin eine Vision, die er mit Leidenschaft verfolgte: Er wollte den Sport, der gerade von England aus seinen Siegeszug durch Europa antrat, in den Dienst der Völkerverständigung stellen und auf diese Weise einen Beitrag zur Friedensförderung leisten. Die junge (männliche) Elite aus allen Ländern sollte sich in fairem Wettkampf treffen, Vorurteile abbauen und über nationale, kulturelle und politische Grenzen hinweg „in gegenseitigem Respekt“ miteinander umgehen: „Von den Völkern zu verlangen, sich gegenseitig zu lieben, ist eine Art Kinderei, sie aufzufordern, sich zu achten, ist keine Utopie, aber um sich zu achten, muss man sich zunächst kennen lernen“. Dieser Gedanke war neu und revolutionär in einer Zeit, in der Turnen und Sport fast durchweg mit nationalen Bestrebungen verbunden waren.

Natürlich müssen wir feststellen, dass diese Vision bis heute keine Realität geworden ist. In mehr als 100 Jahren haben die Olympischen Spiele keinen Krieg verhindern können. Im Gegenteil: sie fielen selbst dreimal Kriegen zum Opfer und gerieten durch politische Inanspruchnahme und Boykotte mehrere Male an den Rand der Existenz. Gerade wir Deutschen blicken auf eine sehr wechselvolle und konfliktreiche Beziehung zu den Olympischen Spielen zurück: Nachdem deutsche Archäologen das antike Olympia ausgegraben und in das Bewusstsein des zeitgenössischen Bürgertums gebracht hatten, verweigerten ausgerechnet die deutschen Turner der Idee Coubertins ihre Unterstützung und nahmen an den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1896 in Athen nicht teil. Dagegen schlossen sich die Anhänger des aufkommenden Sports der neuen Bewegung an. Die für 1916 in Berlin geplanten ersten Olympischen Spiele auf deutschem Boden fielen allerdings dem Ersten Weltkrieg zum Opfer. Der zweite Versuch 1936 war organisatorisch und sportlich ein großartiger Erfolg und galt lange als unerreichtes Vorbild. Doch da die Spiele gleichzeitig durch ein verbrecherisches Regime zu Propagandazwecken missbraucht wurden, schwankt ihr Bild in der Geschichte. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten deutsche Sportler in gleicher Weise wie nach dem ersten zunächst vor der Tür bleiben. Die 1972 in München konzipierten „heiteren Spiele“, die als Gesamtkunstwerk aus Sport, Architektur und Kultur bewundert wurden, blieben durch den Terrorakt gegen die israelische Olympiamannschaft dauerhaft stigmatisiert. Die politischen Krisen und die daraus resultierenden Boykotte der Spiele 1980 in Moskau und 1984 in Los Angeles gingen an unserem Land ebenfalls nicht spurlos vorüber.

Doch trotz dieser leidvollen Erfahrungen ist der Friedensgedanke noch immer die zentrale Legitimation der Spiele, soweit die Faszination des Sports selbst nicht ausreicht. Die technologische Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist vergleichbar mit der, die sich Ende des 19. Jahrhunderts vollzog. Die Menschheit ist durch die Beschleunigung aller Lebensvorgänge noch näher zusammengerückt. In Sekundenschnelle erreichen Nachrichten jeden Ort der Erde, in Stunden reisen wir von Kontinent zu Kontinent, doch Raketen können uns alle auch in Minuten auslösen. Die Welt ist heute so klein geworden, dass ein einzelner Mensch sie auf ein Foto bannen kann, wenn er sich nur weit genug von ihr in einer Raumstation befindet.

Im Zeitalter der „Globalisierung“ haben die Olympischen Spiele wieder eine große Aufgabe und Chance: Als Symbol eines neuen universalen Humanismus können sie alle vier Jahre eine Art Theater des Friedens sein gegen Krieg, Gewalt und Rassismus. Allerdings müssen Athleten, Funktionäre und Zuschauer im Stadion und an den Fernsehern auf ihre Rolle vorbereitet werden. Verhaltensweisen, Gesten und Reaktionen müssen durch das Streben nach friedlichem Handeln, Fairplay und Toleranz gekennzeichnet sein und ihre symbolische und emotionale Kraft entfalten. Unbedingte Voraussetzung dazu ist die Universalität der Teilnahme. Boykotte mindern nicht nur die sportliche Bedeutung der Spiele und ihr Leistungsniveau, sondern auch den Symbolwert. „Rumpfspiele“ spiegeln nicht eine utopische Friedensordnung wider, sondern die politischen Konflikte und die Zerrissenheit der Gegenwart, die ja gerade überwunden werden sollen. Aber auch das jeweilige Gastgeberland sollte sich zu einem Verhalten insgesamt verpflichtet fühlen, das den olympischen Prinzipien entspricht und seine Glaubwürdigkeit nicht in Frage stellt.

Wir leben heute nicht am Ende des 19. Jahrhunderts, als junge Menschen Angehörige anderer Nationen eigentlich nur auf dem Kriegsschauplatz begegneten. Im Zeitalter des Massentourismus, multikultureller Gesellschaften und weltweiter Informationssysteme entfalten die Olympischen Spiele ihre völkerverbindende Wirkung wohl kaum durch den zeitgleichen Aufenthalt von 10.000 Athletinnen und Athleten in der Olympiastadt, zumal diese sich vorwiegend auf ihren sportlichen Wettkampf konzentrieren müssen. Auch nicht durch einige Hunderttausend, die aus ihren Heimatländern angereist sind. Die Hauptzielgruppe besteht vielmehr aus den Menschen, die – ganz im Gegensatz zu früher – das Geschehen zu Hause über die modernen Medien verfolgen. Abgesehen von der Fußball-Weltmeisterschaft weckt keine Veranstaltung auf der Welt eine so große Aufmerksamkeit wie die Olympischen Spiele. Internationale Konzerne zahlen

schwindelerregende Summen für die Werbung – und sie wissen, warum.

Die „Mediatisierung“ der Olympischen Spiele, die oft neben der Politisierung und Kommerzialisierung als existenzbedrohend angesehen wird, bietet auch eine großartige Chance. Über die Berichterstattung über das rein sportliche Geschehen hinaus könnte durch eine verantwortungsvolle Themen- und Bildauswahl und einen wertorientierten Kommentar den Zuschauern der tiefer gehende Sinn der Spiele verdeutlicht werden, ohne dass dies belehrend wirken müsste. Dies gilt auch und vor allem für die symbolträchtigen Eröffnungs- und Schlussfeiern.

Die Olympischen Spiele werden trotz der regelmäßigen Erschütterungen ihren Siegeszug weiter fortsetzen, sofern wir verantwortungsbewusst mit dem Geschenk umgehen, das uns ein französischer Humanist und pragmatischer Idealist vor 100 Jahren gemacht hat. Denn die Idee, von der sie getragen werden, entspricht einer tief empfundenen Sehnsucht von Menschen in aller Welt, auch und gerade in Zeiten der Unsicherheit.

Fahne, Fackel und Feuer – Zur Entwicklung der olympischen Rituale

Ansgar Molzberger

Wenn das Staatsoberhaupt des gastgebenden Landes im Rahmen der Eröffnungsfeier den berühmten – und vom IOC protokollarisch festgelegten – Satz „Ich erkläre die Eröffnung der Olympischen Spiele von ... zur Feier der ... Olympiade moderner Zeitrechnung“ spricht und danach das Olympische Feuer entzündet wird, können die jeweiligen Spiele beginnen. Nicht nur die feierliche Eröffnungs- und Schlussfeier, auch das Zeremoniell der Siegerehrungen nach den Wettkämpfen hat einen uns heute vertrauten Ablauf. Doch die verschiedenen olympischen Rituale gehen nicht alle auf das Jahr 1896 zurück. Vielmehr kamen im Laufe der Jahre einzelne Elemente nach und nach hinzu, bis sich das heute übliche Protokoll herausbildete.

1896 Olympische Hymne

Für die ersten modernen Olympischen Spiele 1896 in Athen hatte der Grieche Spiridon Samaras eine olympische Hymne komponiert, deren Text der Dichter Kostas Palamas beisteuerte. In den Folgejahren wurden bei den Eröffnungsfeiern verschiedene Hymnen aufgeführt. 1958 beschloss das IOC, die ursprüngliche Hymne von 1896 fortan als offizielle „Olympische Hymne“ anzunehmen.

1896 Friedenstauben

Bereits seit den Olympischen Spielen 1896 gehört der Aufstieg von Tauben als Symbol des Friedens zum Zeremoniell der Eröffnungsfeier. Nachdem 1888 in Seoul einige Tauben im Olympischen Feuer verbrannten, werden seitdem künstliche Tauben eingesetzt oder die Friedenstaube wird allegorisch dargestellt.

1904 Gold – Silber – Bronze

1896 in Athen erhielten die Olympiasieger eine Silbermedaille, die Zweitplatzierten eine aus Kupfer. Die Drittplatzierten gingen leer aus. Gold-, Silber- und Bronzemedailles an die drei Erstplatzierten wurden erstmals 1904 in St. Louis vergeben. Seitdem gehören die Medaillen zum olympischen Zeremoniell. Ihre Gestaltung war zunächst noch nicht reglementiert, erst ein ausgeschriebener Wettbewerb führte 1927 zum Erfolg: Das IOC entschied sich für den Entwurf des Italieners Giuseppe Cassioli mit der sitzenden griechischen Siegesgöttin Nike auf der Vorderseite und dem legendären antiken Olympiasieger Diagoras von Rhodos auf der Rückseite. Ausgenommen von dieser Regelung waren die Medaillen für die Olympischen Winterspiele. Die Cassioli-Medaille wurde bis 1968 mit gleichbleibender Vorder- und Rückseite vergeben. Ab 1972 war es den Organisationskomitees der jeweiligen Spiele dann erlaubt, die Medaillennrückseite frei zu gestalten. 2004 wurde nach fast 80 Jahren dann auch das Motiv der Vorderseite geändert: Nike flog nun in das Athener Panathenäische Stadion, in dem 1896 die ersten modernen Olympischen Spiele stattfanden.

1906 Einmarsch der Nationen

Der Erfolg von 1896 hatte die Griechen ermutigt, die Olympischen Spiele auf Dauer zu beanspruchen. Dies stand jedoch im Gegensatz zu Coubertins Idee von internationalen Spielen mit wechselnden Austragungsorten. Gegen seinen Willen, aber im Einvernehmen mit der Mehrheit der anderen IOC-Mitglieder, luden die Griechen dennoch für 1906 in der Mitte der III. Olympiade zu Olympischen Spielen nach Athen ein. Die bis heute oft als „Olympische Zwischenspiele“ titulierte Veranstaltung war ein voller Erfolg, fand aber nie wieder statt. Geblieben ist jedoch die Neuerung der Spiele von 1906, bei der Eröffnungsfeier die Mannschaften der teilnehmenden Nationen hinter ihrer Landesfahne ins Stadion einziehen zu lassen.

1920 Olympische Ringe / Olympische Fahne

Die olympischen Ringe sind das Symbol der Olympischen Bewegung und daher streng geschützt. Entworfen hat sie Pierre de Coubertin im Jahre 1913, ein Jahr später stellte er seine Fahne – olympische Ringe auf weißem Grund – offiziell dem IOC vor. Entgegen der oftmals geäußerten Vermutung stehen die einzelnen

Ringe nicht für einen bestimmten Kontinent. Sie stellen die Vereinigung der fünf Kontinente und die Zusammenkunft der Athleten der ganzen Welt bei den Olympischen Spielen dar. Denn zum damaligen Zeitpunkt ließen sich aus den gewählten Farben sämtliche Nationalflaggen der Welt zusammensetzen. Da die für 1916 in Berlin geplanten Olympischen Spiele wegen des Ersten Weltkriegs ausfielen, wurde die olympische Fahne erstmals 1920 bei den Spielen in Antwerpen gehisst.

1920 Olympischer Eid

Mit der Aufnahme des Olympischen Eides – stellvertretend für alle von einem Athleten gesprochen – in das olympische Eröffnungszeremoniell wurde 1920 ein langjähriger Wunsch Coubertins realisiert. Der belgische Fechter Victor Boin war der erste Athlet, der den Eid sprach: „Wir schwören, dass wir uns bei den Olympischen Spielen als ehrenhafte Mitbewerber zeigen und die für die Spiele geltenden Bestimmungen achten wollen. Unsere Teilnahme soll in ritterlichem Geiste zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhme des Sports erfolgen.“ Heute lautet der Text: „Im Namen aller Wettkämpfer gelobe ich, dass wir im Geiste der Sportlichkeit, zum Ruhme des Sports und zur Ehre unserer Mannschaften an diesen Olympischen Spielen teilnehmen und dabei die Regeln, die für sie gelten, achten und befolgen und uns zu einem Sport ohne Doping und Drogen verpflichtet fühlen.“

1928 Olympisches Feuer

Wahrzeichen des Amsterdamer Olympiastadions von 1928 war der Marthonturm, der – in Anlehnung an die Marathondistanz – eine geplante Bauhöhe von 42,195 m hatte. Auf diesem Turm brannte erstmals bei Olympischen Spielen ein „Olympisches Feuer“. Um die Flammenschale zu befestigen, musste der Turm allerdings noch um drei Meter aufgestockt werden, so dass er schließlich die „Marathonhöhe“ überbot.

1932 Siegerpodium

Von 1896 bis 1928 spiegelte sich bei den olympischen Siegerehrungen die Gesellschaftsordnung der damaligen Zeit wider: Die Athleten standen bei der Entgegennahme der Medaillen tiefer als die führenden Persönlichkeiten, die sie überreichten. Doch vor den Olympischen Winterspielen 1932 in Lake Placid (USA) hatten die Organisatoren ein Schreiben vom IOC erhalten, in dem es hieß: „Medaillen werden vom Präsidenten, dem Grafen Baillet-Latour, oder von einer von ihm ernannten Person verliehen. Von drei Sockeln werden die Medaillen entgegen genommen, wobei der mittlere höher als die beiden anderen sein soll. Der Sieger soll auf dem mittleren Sockel stehen, der Zweitplatzierte zu seiner Rechten und der Drittplatzierte zu seiner Linken.“ Als erster Athlet der olympischen Geschichte nahm

Jack Shea (USA) am 4. Februar 1932 die Goldmedaille für seinen Sieg im 500 m-Eisschnelllauf auf dem „Treppechen“ entgegen. Gleichzeitig wurde die Neuerung eingeführt, die Siegerehrung im Anschluss an den jeweiligen Wettkampf vorzunehmen. Bis 1928 waren alle Medaillen im Rahmen der Schlussfeier an die Athleten übergeben worden.

1932 Olympisches Dorf

Bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles konnten die Athleten erstmals in einem Olympischen Dorf wohnen, das über 550 Zweibett-Bungalows verfügte. Die Veranstalter unterstützten mit dem Bau vor allen Dingen die Europäer, die für die Übersee-Reise viel Geld aufbringen mussten und nun für nur zwei Dollar während der gesamten Spiele im Dorf wohnen konnten. Das Olympische Dorf auf einem Hügel über Los Angeles verfügte über ein eigenes Krankenhaus, eine Poststelle und mehrere Restaurants. Allerdings war es den Männern vorbehalten. Die Athletinnen hatten keinen Zutritt, sie waren „downtown“ in einem luxuriösen Hotel untergebracht.

1936 Fackelstaffellauf

Der heute fest zum olympischen Zeremoniell gehörende Fackelstaffellauf fand erstmals 1936 anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin statt. Die Idee wird Carl Diem, dem Generalsekretär des Organisationskomitees, zugeschrieben. Mit dem Entzünden des Feuers mittels eines Hohlspiegels im antiken Olympia und dem anschließenden Fackelstaffellauf zum Austragungsort der jeweiligen Olympischen Spiele wurde ein Ritual geschaffen, das bis heute nichts von seiner Attraktivität und Symbolik verloren hat. Der erste Läufer, der die 1936 von der Firma Krupp gefertigte Fackel aus Olympia trug, war der Grieche Konstantinos Kondylis, als letzter entzündete der Deutsche Fritz Schilgen die Flammenschale im Berliner Olympiastadion. Der aktuelle Fackelstaffellauf von Olympia nach Peking startete am 24. März 2008. Abseits der offiziellen Route wollen die Chinesen versuchen, im Mai 2008 das Feuer auch auf den Gipfel des Mount Everest zu bringen.

1972 Olympischer Eid der Kampfrichter

Seit den Olympischen Spielen von München 1972 gibt es auch einen Eid der Kampfrichter, der im Rahmen der Eröffnungsfeier gesprochen wird. Erster Sprecher war der deutsche Reitsport-Kampfrichter Heinz Pollay. Der Eid lautet: „Im Namen aller Kampfrichter und Offizieller gelobe ich, dass wir während dieser Olympischen Spiele unsere Funktionen in völliger Unparteilichkeit erfüllen und die Regeln, die für diese gelten, im Geiste der Sportlichkeit respektieren und befolgen.“

Die „Entdeckung“ der Olympischen Spiele

Ansgar Molzberger / Christian Wacker

Als Pierre de Coubertin 1894 die modernen Olympischen Spiele ins Leben rief, legte er den Grundstein für ein Ereignis, das die Sportwelt heute alle vier Jahre in Atem hält. Mit Bezug auf die griechische Antike vereinte der französische Baron verschiedene zeitgenössische Strömungen im Sport und schuf jenes olympische Sportfest, das schon vorher verschiedene Male auf regionaler und nationaler Basis wiederbelebt worden war.

In der Antike war das große Fest im heiligen Hain von Olympia weit über die Grenzen des griechischen Kulturbereichs hinaus bekannt. Über 1000 Jahre hinweg versammelten sich dort Athleten, offizielle Vertreter und Zuschauer aus der gesamten griechischen Welt, um alle vier Jahre den Olympischen Zeus durch Opfer und Wettkämpfe zu ehren. Griechen aus den Kolonien stellten ihren Reichtum zur Schau, Herrscher produzierten sich und hielten Reden, Philosophen, Intellektuelle und Wissenschaftler suchten sich eine Bühne. Olympia kam einem antiken ‚Mekka‘ gleich, das man mindestens einmal im Leben besucht haben sollte. Die Wettkämpfe in verschiedenen athletischen und hippischen Disziplinen galten als die bedeutendsten in der gesamten antiken Welt. In der römischen Kaiserzeit wurden die Olympischen Spiele vielfach kopiert, z.B. in Neapel, vor allem aber in den großen Metropolen des Ostens. Auch als touristischer Anziehungspunkt war Olympia in der Antike bekannt, der Reiseschriftsteller Pausanias hat es im 2. Jahrhundert n. Chr. ausführlich beschrieben. Die Christianisierung des Imperium Romanum im 4. und 5. Jahrhundert bedeutete nicht nur für die Götterfeste wie das des Zeus in Olympia und die mit ihnen verbundenen Wettkämpfe, sondern für die ganze Athletik den Untergang.

Die ersten „Olympischen Spiele“ der Neuzeit schuf der englische Jurist Robert Dover im Jahre 1612: Die Cotswold Games, die auch als Olimpick Games upon Cotswold Hills bezeichnet wurden. Sie fanden jährlich in der Pfingstwoche auf einer Anhöhe in der Nähe von Chipping Campden in der englischen Grafschaft Gloucestershire statt. Zeitgenossen feierten Dover als Wiederbegründer der antiken Olympischen Spiele, sein Motiv war aber vor allem ein Aufbegehren gegen den zu dieser Zeit starken Puritanismus, dessen Vertreter Volksfeste als sündhaft ablehnten. Dovers Spiele mit Pferderennen, Jagdwettbewerben, leichtathletischen Wettkämpfen, Ring- und anderen Zweikämpfen, Tänzen und diversen volkstümlichen Spielen zogen große Zuschauermengen an. Die Cotswold Games fanden mit einigen Un-

terbrechungen bis 1851 statt, verkamen jedoch mehr und mehr zu einem gewöhnlichen Jahrmarkt. Im Jahre 1963 wurden sie als „Robert Dover’s Games“ wieder aufgenommen und werden bis heute jährlich in der Pfingstwoche veranstaltet.

In der Spätantike bzw. im frühen Mittelalter verschwand die Stätte des antiken Olympia unter einer meterhohen Sandschicht, die von den Flüssen Alpheios und Kladeos unterhalb des markanten Kronshügels stetig anwuchs. Diese geographische Besonderheit half wohl auch dem englischen Forschungsreisenden Richard Chandler, das Heiligtum im Jahre 1766 zu lokalisieren. Im Jahre 1829, während des griechischen Unabhängigkeitskrieges, landete eine französische Expedition auf der Peloponnes und grub sechs Wochen lang im Bereich des berühmten Zeustempels. Sie legte große Teile der Fundamente frei, verschleppte einige Fragmente nach Paris, wo sie noch heute im Louvre zu sehen sind. Seit Jahrzehnten verlangt die griechische Regierung ihre Rückgabe.

Fünf Jahre später gründete sich im schwedischen Ramlösa, einem Vorort der am Öresund gelegenen Stadt Helsingborg, ein Olympischer Verein, der sich die Durchführung „Olympischer Spiele“ zum Ziel setzte. Initiator war Gustaf Johan Schartau (1794-1852), der durch sportliche Wettkämpfe die Wehrhaftigkeit seiner Landsleute fördern wollte.

Ramlösa war zu dieser Zeit der feudalste Sommerkurort Schwedens und Hochburg des Pferderennsports mit bis zu 20.000 Zuschauern. Auf der Pferderennbahn fanden im Sommer 1834 auch die ersten „Olympischen Spiele“ statt. Ausgetragen wurden Wettkämpfe im Turnen, Laufen und Ringen sowie ein Kletterwettbewerb an einem zehn Meter hohen, mit Seife bestrichenen Mast. Zwar gingen nur 43 „Athleten“ an den Start, die unerwartet hohen Besucherzahlen sorgten jedoch für chaotische Zustände und entsprechend heftige Kritik in der Presse. Trotzdem wurden die Spiele 1836 wiederholt und das Programm um einen Verfasserwettbewerb über die antiken Olympischen Spiele erweitert. Aber auch diese Veranstaltung und ein weiterer „olympischer“ Versuch Schartaus 1843 in Stockholm litten so sehr unter der schlechten Organisation, dass dieser sein Vorhaben letztlich aufgab.

In Much Wenlock, einem Ort in der englischen Grafschaft Shropshire, gründete der Arzt Dr. William Penny Brookes 1850 die Wenlock Olympian Class und veranstaltete erstmals „Olympische Spiele“. Später wurden die Wettkämpfe nach dem Vorbild der griechischen Antike mit entsprechenden Siegerehrungen auf einem Olympian Field ausgetragen. Bis zu Brookes’ Tod 1895 wurde das Wettkampfprogramm um 28 Disziplinen erwei-

tert. Brookes beriet auch Pierre de Coubertin, der die Olympian Games von Much Wenlock im Jahr 1890 besuchte. Die Wenlock Olympian Society richtet die Spiele noch heute jährlich unter dem Namen Much Wenlock Games aus.

„Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben.“ Dieser Satz stammt aus einer Rede, die der mit Olympia untrennbar verbundene Archäologe Ernst Curtius am 10. Januar 1852 in Berlin hielt. Mit seinem leidenschaftlichen Plädoyer legte er das Fundament für die großen Ausgrabungen, die das Deutsche Kaiserreich von den damals anerkanntesten deutschen Wissenschaftlern zwischen 1875 und 1881 durchführen ließ. Curtius, der bereits als junger Mann die Peloponnes bereist und eine Abhandlung über Olympia verfasst hatte, wurde Grabungsleiter eines Teams, dem neben Archäologen auch Architekten und Experten für Inschriften angehörten. Gegraben wurde während der Wintermonate, um der damals noch vorherrschenden Malaria-gefahr zu entgehen, wobei den Spezialisten bis zu 450 Arbeiter zur Seite standen. In nur sieben Jahren wurden etwa 80% des heutigen Areals freigelegt, die Fundstücke blieben vor Ort. Dies wurde durch das griechische Antikengesetz von 1834 zum Ausfuhrverbot und den bis heute ältesten deutsch-griechischen Staatsvertrag vom 25. April 1874 geregelt. Dank einer großzügigen Spende des athenischen Bankiers Andreas Syngrós konnte 1888 oberhalb des Grabungsgeländes ein Museum eingeweiht werden, in dem die Funde ausgestellt wurden. Der Tourismus setzte schon während der Grabungen ein, nachdem ein mondänes Hotel gebaut und eine Zugverbindung nach Athen eingerichtet wurde. Damit war Olympia einem interessierten Publikum zugänglich gemacht worden, was letztlich auch den Weg zu den „Wurzeln des Sports“ ebnete. „Deutschland hatte das ausgegraben, was von dem alten Olympia noch vorhanden war, warum sollte Frankreich nicht die echte Herrlichkeit wiederherstellen?“ So kommentierte Pierre de Coubertin später den Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Großtat und seinem eigenen Handeln.

In Griechenland fanden nicht nur die erwähnten Ausgrabungen statt, dort kam auch die Idee auf, die Olympischen Spiele wieder einzuführen. Dies hing eng zusammen mit der Nationalbewegung, die aus dem Freiheitskampf 1821-1829 gegen die türkische Fremdherrschaft hervorging. Nachdem Griechenland 1830 seine Souveränität erhalten hatte und kurz darauf Otto I. zum König gewählt worden war, besann man sich verstärkt auf die nationalen Traditionen und das eigene Kulturerbe.

1856 wandte sich der wohlhabende Unternehmer Evangelis Zappas an König Otto I. und richtete testamentarisch eine Stiftung ein, die die Veranstaltung nationaler Olympischer Spiele alle

vier Jahre sichern sollte. Austragungsort der ersten Olympien im Jahr 1859 war der Ludwigplatz in Athen. Entgegen dem ursprünglichen Wunsch des Stifters, der sich mit seinen Spielen eine reine Sportveranstaltung erhofft hatte, fanden die Wettkämpfe im Rahmen einer Leistungsschau der griechischen Industrie, Landwirtschaft und Viehzucht statt.

Die zweiten Olympien wurden erst 1870, fünf Jahre nach Zappas' Tod veranstaltet, waren aber durch dessen Testament finanziell gesichert. Ausgetragen wurden sie im provisorisch hergerichteten Panathenäischen Stadion. Für die feierliche Gestaltung schuf man ein Zeremoniell, zu dem eine Hymne und ein Athleten-Eid zählten. 1875 fanden schließlich die dritten Olympien statt, 1889 die vierten und letzten.

Sieben Jahre später rückte das Panathenäische Stadion erneut in das sportliche Blickfeld: Vom 6. bis 15. April 1896 fanden hier die ersten modernen Olympischen Spiele des 1894 gegründeten Internationalen Olympischen Komitees statt. Der Einladung der griechischen Gastgeber folgten 262 Sportler aus 13 Nationen, die sich in 9 Sportarten maßen.

Die Archäologen im antiken Olympia interessierten sich hingegen zunächst wenig für den Sport und verzichteten auf die Ausgrabung des Stadions, da sie sich von einer Abtragung der hohen Erdschicht keine lohnenswerten Funde versprochen. Ab Herbst 1958 wurde dann aber die Laufbahn samt der Zuschaueränge systematisch freigelegt und in der Form des 4. Jh. v. Chr. rekonstruiert. Nach einem Aufruf von Carl Diem trugen auch die deutschen Sportverbände und die Bundesregierung zur Finanzierung bei. Im Jahre 1962 wurde die Anlage in Anwesenheit des griechischen Königs der Öffentlichkeit feierlich übergeben.

Im Frühjahr 2008 wird das Deutsche Archäologische Institut in Kooperation mit dem Deutschen Sport & Olympia Museum und der Universität Mainz ein Projekt starten, das endlich die Frage beantworten soll, wo der Hippodrom des antiken Olympia, Schauplatz der Pferde- und Wagenrennen, gelegen hat. Die Entdeckung und Wiederbelebung der Olympischen Spiele ist also keineswegs nur Vergangenheit, sondern auch Gegenwart und Zukunft.

Olympische Strukturen und Organisationen

Christian Wacker / Jörg Weck

Oberste Instanz der Olympischen Bewegung ist das Internationale Olympische Komitee (IOC) mit Sitz in Lausanne. Es wurde am 23. Juni 1894, dem letzten Tag des „Kongresses für die Wie-

deraufnahme der Olympischen Spiele“, zu dem der französische Pädagoge und Humanist Pierre de Coubertin eingeladen hatte, gegründet. Heute besteht das IOC aus ca. 115 persönlichen Mitgliedern, die aufgrund ihrer besonderen Eignung berufen werden. Somit ist das IOC ein sich selbst ergänzendes Gremium. Seine Mitglieder sind Repräsentanten oder „Botschafter“ des IOC in ihren Heimatländern, nicht Delegierte. Sie haben die Aufgabe, die Olympische Bewegung in ihrem Land zu unterstützen und den Präsidenten des IOC über die olympische Entwicklung im jeweiligen Land auf dem Laufenden zu halten.

Mindestens einmal jährlich kommen die Mitglieder zur Session, einer Generalversammlung, zusammen. Die Session ist das höchste Organ des IOC. Sie verabschiedet, ändert und interpretiert die Olympische Charta. Sie entscheidet auch über die Aufnahme neuer Mitglieder bzw. über deren Wiederwahl. Die Session bestimmt ferner die Mitglieder der Exekutiv-Kommission, die aus dem Präsidenten, vier Vizepräsidenten und zehn weiteren Mitgliedern besteht. Die Exekutiv-Kommission führt die Geschäfte des IOC, verwaltet die Finanzen und erstellt einen jährlichen Bericht. Ihre am meisten beachtete Tätigkeit ist die Auswahl der Kandidaten-Städte für die Olympischen Spiele, aber auch Vorschläge für die Aufnahme neuer Mitglieder und Veränderungen des olympischen Wettkampfprogramms fallen in ihre Zuständigkeit. An der Spitze des IOC steht der Präsident, der von den Mitgliedern in geheimer Abstimmung für acht Jahre gewählt wird und für höchstens vier weitere Jahre wiedergewählt werden kann. Seit dem 16. Juli 2001 hat der Belgier Jacques Rogge dieses Amt inne.

Hauptaufgabe des IOC ist es, die Olympische Bewegung nach Maßgabe der Olympischen Charta zu führen. Seine vornehmste Pflicht ist dabei die Sicherung der ordnungsgemäßen Durchführung der Olympischen Spiele. Das IOC besitzt sämtliche Rechte an den Olympischen Spielen und den olympischen Symbolen (wie z.B. den Olympischen Ringen). Es fördert den Sport in seiner Gesamtheit, sowohl den Hochleistungssport als auch den „Sport für alle“. Es arbeitet aus diesem Grunde mit öffentlichen, aber auch privaten Organisationen zusammen, die sich der Förderung des Sports verschrieben haben. Das IOC betrachtet es ferner als seine Aufgabe, sich für Frieden und Völkerverständigung einzusetzen, die Gleichberechtigung von Mann und Frau zu fördern sowie die Umwelt zu schützen. Federführend bekämpft das IOC zudem Diskriminierung, Gewalt und Doping im Sport.

Zur Bewältigung seiner zahlreichen Aufgaben hat das IOC eine Vielzahl von Organen bzw. Kommissionen für unterschiedliche Bereiche eingesetzt: Olympische Kongresse werden in größte-

ren Abständen veranstaltet. Sie sind eine Art „Weltkonferenz des Olympischen Sports“, aus der oft entscheidende Weichenstellungen für die weitere Entwicklung der Olympischen Spiele hervorgehen. Die Olympic Solidarity gewährt denjenigen Nationalen Olympischen Komitees, die einer Unterstützung am dringendsten bedürfen, organisatorische, fachliche und finanzielle Hilfe. Sie fördert z.B. die Schaffung von Sportstätten, die Ausbildung von Athleten und Trainern und die Durchführung von Wettkämpfen. Die Ethik-Kommission entwickelt Verhaltensrichtlinien für die Mitglieder der Olympischen Bewegung, überwacht deren Einhaltung und ist befugt, Verstöße zu ahnden. Die Medizinische Kommission kontrolliert die Einhaltung des Anti-Doping-Codes und kümmert sich um die medizinische Versorgung und die Gesundheit von Athleten. Die Athleten-Kommission hat die Aufgabe, die Rechte und den Einfluss der Athleten zu stärken. Weitere Kommissionen befassen sich z.B. mit den Finanzen, dem olympischen Wettkampf-Programm, Rechtsfragen und den Medien.

Ein Nationales Olympisches Komitee hat die Aufgabe, die Olympische Bewegung im eigenen Land zu fördern und zu schützen. Dies kann auch durch die Gründung von Akademien und Museen oder die Veranstaltung geeigneter kultureller, erzieherischer und sportlicher Programme geschehen. Die Vertreter des NOK sind aufgefordert und bestrebt, gute Beziehungen zu Regierungsstellen aufzubauen bzw. zu vertiefen, um gemeinsam mit ihnen Programme zum Wohle des Sports durchzuführen. Ebenso werden Maßnahmen gegen das Doping und andere Begleiterscheinungen des Sports entwickelt, die den olympischen Prinzipien widersprechen. Ein NOK ist ferner zuständig für die Auswahl, Nominierung und Entsendung einer Delegation zu Olympischen Spielen und kümmert sich um Ausrüstung, Unterbringung und Transport der Athleten und ihrer Begleiter. Es wählt außerdem eine nationale Bewerberstadt für die Olympischen Spiele aus.

Unentbehrliche Fachleute in der Olympischen Bewegung sind die Vertreter der Internationalen Sport-Fachverbände (IF). Um vom IOC anerkannt zu werden, muss ein Internationaler Fachverband sich an die in der Olympischen Charta aufgestellten Regeln halten, insbesondere den Anti-Doping-Code achten und wirksame Trainingskontrollen durchführen. Die Internationalen Fachverbände setzen die Regeln für die Ausübung ihrer Sportarten fest und haben für deren Einhaltung Sorge zu tragen. Sie werden auch gebeten, bei Bewerbungen um die Ausrichtung Olympischer Spiele eine Stellungnahme zu den technischen Standards der Bewerberstädte abzugeben und legen ferner die Zulassungskriterien in ihrer Sportart für die Olympischen Spiele fest. Bei den Spielen selbst übernehmen sie die fachliche Kontrolle und sind beispielsweise zuständig für die Zusammensetzung der jeweiligen Kampfgerichte.

Der wichtigste Partner des IOC für die Ausrichtung Olympischer Spiele ist das Organisationskomitee (OK). Mit der Ausrichtung beauftragt das IOC das Nationale Olympische Komitee (NOK) des Landes der Gastgeberstadt und die Gastgeberstadt selbst. Das NOK richtet umgehend ein Organisationskomitee ein, das von da an direkt mit dem IOC zusammenarbeitet und von ihm Anweisungen erhält. Mitglieder des OK sind das oder die Mitglieder des IOC in dem jeweiligen Land, der Präsident und der Generalsekretär des NOK und ein oder mehrere Vertreter der Gastgeberstadt. Meist werden auch hochrangige Vertreter staatlicher Institutionen und andere führende Vertreter des Landes in das OK berufen.

Gigantismus: Werden Olympische Spiele immer größer (und teurer)?

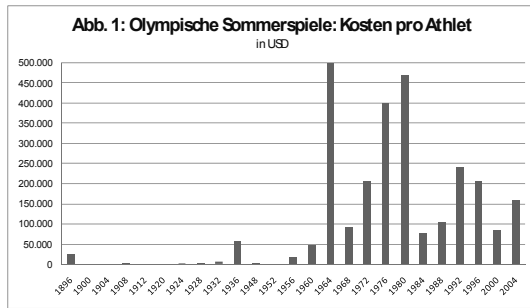
Wolfgang Maennig

Vielfach herrscht der Eindruck, die Olympischen Spiele neigten zum "Gigantismus": Die Zahl der Wettbewerbe und Athleten einerseits, die technischen Anforderungen und architektonischen Ambitionen bei den Sportstättenbauten andererseits würden immer weiter steigen. Und in der Folge würden die Ausgaben explodieren.

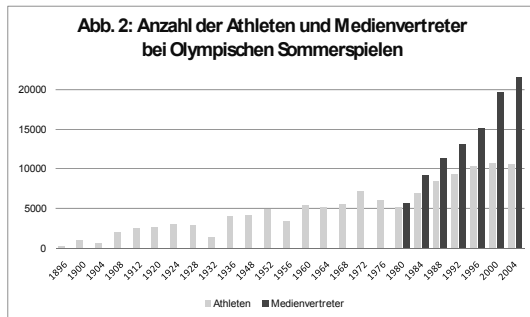
Der Eindruck, dass die Spiele immer größer werden, trifft in dieser Allgemeinheit nicht zu. Zwar ist die Zahl der teilnehmenden Nationen seit 1996 noch geringfügig gestiegen, doch dies ist vor allem auf den Zerfall einiger Staaten in kleinere Einheiten zurück zu führen. Und es ist ja gerade erwünscht, dass möglichst alle Nationen an den Spielen teilnehmen. Die Gesamtzahl der Athleten stagniert seit 1996, weil sie vom IOC auf eine Obergrenze von 10.500 festgelegt wurde. Da die Zahl der Frauenwettbewerbe (und weiblichen Teilnehmer) steigt, sinkt die Zahl der männlichen Teilnehmer sogar.

Was die Ausgaben betrifft, zeigt Tab. 1 die Entwicklung der realen Kosten seit 1896 auf der Preisbasis von 1982. Selbstverständlich sind derartige langfristige Vergleiche problematisch. Denn Wechselkursschwankungen und Kaufkraftunterschiede beeinträchtigen den Aussagewert. Noch wichtiger ist die exakte Rechnungsabgrenzung echter Kosten für die Spiele. Während beispielsweise für München der größte Teil der Ausgaben für die Sportstätten in den Ausgaben enthalten ist, gilt dies inzwischen nur noch für temporäre Einrichtungen. Ausgaben für dauerhafte Bauten sind nach den IOC-Regeln außerhalb des Budgets des Organisationskomitees zu verbuchen.

Dies vorausgeschickt, lässt sich festhalten: Die Kosten pro teilnehmenden Athleten stiegen bei den Spielen von Tokio 1964 zwar deutlich an. Seitdem bewegen sie sich jedoch ohne einen signifikanten positiven Trend. Bei den letzten Olympischen Spielen lagen sie bei rd. 200.000 US-\$ (Abb. 1).



Ein "Gigantismus"-Anstieg mag es allerdings bei den sonstigen Beteiligten geben. So wurden in Athen und Sydney 20.000 Medienvertreter akkreditiert - bei rd. 10.500 Athleten sowie 5.000 Betreuern. Abb. 2 illustriert diese bemerkenswerte Entwicklung. Die Gesamtzahl der Akkreditierten liegt inzwischen bei rund 200.000 Personen. Zu den Athleten, Medienvertretern und Freiwilligen kommen beispielsweise die Organisations- und Arbeitskräfte, die Sponsorenvertreter und -gäste sowie offizielle Repräsentanten der Staaten und Regierungen.



Übrigens dürfte trotz der hohen Zahl von offiziell Beteiligten immer noch eine höhere Nachfrage bestehen; die Zahl der Medienvertreter musste jedenfalls pro Nation quotiert werden. Für Deutschland stehen in Peking 2008 den rd. 300 Akkreditierungen für Journalisten, Fotografen und Techniker rd. 450 Bewerbungen gegenüber.

Jahr	Stadt	NOKs	Wettbewerbe	Athleten		Freiwillige	Medien	Kosten in konstanten 1982 1000 US-\$	Kosten pro Athlet in 1982 US-\$	
				Frauen	Männer					
1896	Athens	14	43	0	241	241	-	-	5.397	22.394
1900	Paris	24	95	22	975	997	-	-	na	
1904	St. Louis	12	91	6	645	651	-	-	na	
1908	London	22	110	37	1971	2008	-	-	4.107	2.045
1912	Stockholm	28	102	48	2369	2407	-	-	na	
1920	Antwerpen	29	154	65	2561	2626	-	-	na	
1924	Paris	44	126	135	2954	3089	-	-	3.047	986
1928	Amsterdam	46	109	277	2606	2883	-	-	6.918	2.400
1932	Los Angeles	37	117	126	1206	1332	-	-	7.352	5.520
1936	Berlin	49	129	331	3632	3963	-	-	217.319	54.837
1948	London	59	136	390	3714	4104	-	-	12.266	2.989
1952	Helsinki	69	149	519	4436	4955	-	-	na	
1956	Melbourne	72	145	376	2938	3314	-	-	50.236	15.159
1960	Rome	83	150	611	4727	5338	-	-	240.540	45.062
1964	Tokyo	93	163	678	4473	5151	-	-	6.212.903	1.206.155
1968	Mexico City	112	172	781	4735	5516	-	-	502.873	91.166
1972	Munich	121	195	1059	6075	7134	-	-	1.463.760	205.181
1976	Montreal	92	198	1260	4824	6084	-	-	2.429.996	399.408
1980	Moscow	80	203	1115	4064	5179	-	5615	2.427.184	468.659
1984	Los Angeles	140	221	1566	5263	6829	28742	9190	525.505	76.952
1988	Seoul	159	237	2194	6197	8391	27211	11331	864.703	103.051
1992	Barcelona	169	257	2704	6652	9356	34548	13082	2.244.071	239.854
1996	Atlanta	197	271	3512	6806	10318	47466	15108	2.105.263	204.038
2000	Sydney	199	300	4069	6582	10651	46967	19590	882.833	82.887
2004	Athens	201	301	4329	6296	10625	45000	21500	1.668.423	157.028

Quelle: IOCHbhomepage

(Höchst-)Leistungen und Rekorde. Merkmale sportlicher Leistungen

Eike Emrich

Menschen streben von jeher nach als außergewöhnlich bewerteten Höchstleistungen und suchen dadurch im kollektiven Gedächtnis der Menschheit nach einem Platz, der sie gleichsam unsterblich werden lässt. Wer hat als erster den höchsten Berg der Welt bestiegen, wer als erster die Wüste Gobi durchquert, wer als erster die Nilquellen gefunden, wer als erster die Welt umsegelt, wer als erster alle Achttausender der Welt bestiegen, wer den Ärmelkanal durchschwommen usw.? Dies alles sind durch extreme körperliche Anstrengungen gekennzeichnete Einzelleistungen. Was aber sind sportliche Leistungen? Deren Voraussetzung ist zunächst, dass Menschen überhaupt leisten wollen. Man kann sie weiterhin erstens dadurch kennzeichnen, dass sie unter für alle gleichen Chancen, nämlich in geregelten Konkurrenzen, erbracht werden. Zweitens müssen die Gütemaßstäbe zur Bewertung durch möglichst genaue, verbindliche Mess- und Bewertungsvorschriften internationale Vergleichbarkeit herstellen. Solche Gütemaßstäbe sind Zentimeter, Kilogramm, Sekunden, Punkte, Tore oder bestimmte Zustände wie etwa der technische K(nock) O(ut) im Boxen sowie die Schulterniederlage im Ringen

usw. Drittens werden Menschen aufgrund ihrer in der Konkurrenz gezeigten Leistungen in eine Rangreihenfolge gebracht (Erster, Zweiter, Dritter usw.). Neben dieser Aktionsleistung wird zusehends auch die Präsentationsleistung, also die Techniken der Eindrucksmanipulation durch Ausdruckskontrolle, bedeutsam, um medial vermittelte Aufmerksamkeit zu bekommen, die wiederum wichtig für die Vermarktung der erzielten Aktionsleistung wird.

Der Wettkampf als organisierter direkter Leistungsvergleich

Wettkämpfe sind nach verbindlichen Regelwerken organisierte Leistungsvergleiche. Sie reduzieren Unsicherheit, indem für alle Teilnehmer die Regeln des Leistungsvergleiches festgelegt sind und deren Einhaltung für alle zu garantieren versucht wird (regeligebundenes Miteinander im Gegeneinander). Gleichzeitig wird für alle Teilnehmer die Unsicherheit erhöht, indem das Ergebnis des Wettkampfes offen ist, und eben nur einer das Positionsgut „Sieger“ erwerben kann. Die Verlierer bezahlen somit mit ihrem Verlust des Sieges gewissermaßen den Sieger (Aspekt des Gegeneinanders im Miteinander). Weil nur einer gewinnen kann, aber alle Teilnehmer sich der Herausforderung stellen, hat jeder Wettkämpfer Respekt und Achtung verdient. Eine Vorrangigkeit des Miteinanders im Gegeneinander führt zu einem Primat der Fairness (Eigenkontrolle der Regeln), ein Primat des Gegeneinanders im formalisierten Miteinander dagegen zur verstärkten Fremdkontrolle der Regeleinhaltung, z.B. durch Schiedsrichter, Kampfgerichte usw. Die wesentlich durch Chancengleichheit und vergleichbare Leistungsvoraussetzungen garantierte Unsicherheit des Wettkampf ist die Quelle seiner Spannung.

Fair Play

In Wettbewerben sind Menschen darauf angewiesen, dass Gegner sich im Rahmen des Fair Play normativ selbst binden. Diese Selbstbindung impliziert die gegenseitige Achtung unter Mitspielern bzw. Gegnern und unter allen am Sport Beteiligten, die letztlich über eine bloße Einhaltung der Regeln hinausgeht: Nicht alles, was nicht verboten ist, ist demnach erlaubt. Der faire Sportler ist in diesem Sinne bezogen auf alles, was in den sportlichen Regeln nicht formuliert ist bzw. formuliert werden kann, Regelsetzer und Regelüberwacher zugleich. Fair Play beinhaltet somit eine persönliche und moralisch bestimmte Einhegung der durch formale Regeln erst ermöglichten sportlichen Konkurrenz. Nicht nur die Selbstzügung in emotional hoch belasteten Situationen, sondern auch die interpretative Schließung jener Lücken im Regelwerk, die man braucht, um Wettkämpfe im Sinne der Chancengleichheit spannend zu halten, bilden den Kern des Fair-Play-Prinzips.

Die Versachlichung und Internationalisierung des Konkurrenzkampfes im Rekordprinzip

Ergebnisse von Wettkämpfen werden in nationalen, europäischen und weltweiten Bestenlisten festgehalten. Moderne Kommunikationstechnologie setzt dabei eine an einem Ort erbrachte Leistung in Vergleich zu den z.B. zeitgleich in derselben Disziplin an anderen Orten in der Welt erbrachten Leistungen. Sie erweitert so die direkte sportliche Konkurrenz zu einer solchen, an der gedanklich Gegner in der ganzen Welt teilnehmen und macht sie in ihren Leistungen miteinander vergleichbar. In Sportarten, in denen Leistungen aufgrund der auf normierter Strecke gelaufenen oder geschwommenen Zeit, aufgrund geworfener Weiten, gehobener Lasten usw. ermittelt werden, gibt es noch einen weiteren Orientierungspunkt, nach dem Leistungen bewertet werden, nämlich den Rekord. Dieser weist unterschiedliche Bezugssysteme auf und wird unterschieden in geschlechts- und altersklassenbezogene Rekorde (Frauenrekord, Männerrekord, Jugendrekorde für die weibliche und männliche Jugend usw.), die wiederum in nationale, europaweite und weltweite unterschieden werden. Dazu kommen noch die olympischen Rekorde. Mittels der Besten- und Rekordlisten treten Individuen in einen teilweise zeit- und ortsunabhängigen Leistungsvergleich ein und werden in ihrer erbrachten sportlichen Leistung an Rekorden gemessen, mitunter sogar an Rekorden verstorbener Rekordhalter.

Rekorde und die Grenzen der Leistung

Menschlicher Fortschrittsglaube und der Glaube an eine unbegrenzte Leistungsentwicklung hängen offensichtlich eng zusammen. Von Rekordmarken geht ein unsichtbarer Zwang aus, sie zu übertreffen, sie als Richtschnur des sportlichen Verhaltens zu sehen und Wettkampfergebnisse zumindest mittelbar an ihnen zu messen. Medial vermittelt begleiten eingeblendete Rekordmarken vielfach sportliche Wettbewerbe und verstärken diesen Zwangscharakter. Grenzen jedweder Form zu überwinden, ist eine zutiefst menschliche Sehnsucht. Wir wollen unbekanntes Terrain erobern, in noch nie gesehene Welten mit Hilfe von Messinstrumenten eindringen, unser Inneres erforschen usw. Auch im Sport wollen wir Grenzmarkierungen verschieben, sei es als Verschieben von Grenzen im Raum (Diskuswurf), in Raum-Zeit-Konstellationen (100-Meter-Lauf) oder im Schwierigkeitsgrad (Kunstturnen). Zwar können wir immer wieder neue Wettbewerbe einführen (Frauengewichtheben), Regeln verändern (Speerwerfen mit veränderten Geräten); über kurz oder lang werden die Leistungsfortschritte geringer und wir stoßen an unsere Rekordgrenzen. Diese Grenzen ereilen uns, weil Sport zwar mit Hilfe von Geräten oder Ausrüstung betrieben wird, im Kern aber körperzentriert ist. Und genau dieser Körper bestimmt

eben bei aller möglichen Verbesserung seiner Leistungsfähigkeit durch Training auch unsere Leistungsgrenzen.

Wissenschaft und sportliche Leistung

Wissenschaft dient der Optimierung von Geräten und Anlagen, der Verbesserung der Wirksamkeit des Trainings und von Bewegungstechniken. Insbesondere körperliche Optimierungen stoßen zunehmend an Grenzen, die von den Menschen nur schwer akzeptiert werden. Wissenschaftliche Hilfen, etwa in Form der Trainingswissenschaft, der Sportmedizin usw. versuchen durch gesichertes Wissen die Trainingspraxis so zu steuern, dass das Verhältnis von Trainingsaufwand und Leistungs- sowie Wettkampfertrag optimiert wird. Menschen aber sind keine trivialen mechanischen Systeme, sondern erweisen sich als sehr individuell, psychisch unterschiedlich und zeigen jeweils höchst unterschiedliche Reaktionen auf Belastungen in Training und Wettkampf. Spitzensport bleibt so bei aller wissenschaftlichen Hilfe letztlich eine variable Mischung von Berechenbarkeit und Glücksspiel mit Systemtipp und ist wohl letztlich auch genau deshalb so faszinierend, weil das Ergebnis bei aller wissenschaftlichen Durchdringung bis heute nur in Teilen prognostizierbar ist.

Die Kehrseite eines übersteigerten Leistungs- und Rekorddenkens

Sei es, um die Unsicherheit des Ausgangs des Wettkampfes zu verringern, sei es, um Chancengleichheit gegenüber vermeintlich oder tatsächlich manipulierenden Konkurrenten zu wahren oder sei es aus Motiven wie Misserfolgsvermeidung und/oder Einkommenssicherung usw.: Sportler versuchen ihre Leistungsgrenzen zuweilen auch durch nicht erlaubte Manipulationen zu verschieben. Dabei betrügen sie nicht nur ihre Konkurrenten, sondern auch sich selbst. Die Manipulationen können dabei die Geräte (etwa erwärmte Kufen beim Bobfahren), die Bedingungen (z.B. bestochene Schiedsrichter im Fußball), den Wettkämpfer selbst (Einnahme verbotener leistungssteigernder Substanzen in Training und/oder Wettkampf) betreffen. Insbesondere die pharmazeutische Manipulation in Form des Dopings in Training und/oder Wettkampf stellt eine der größten Herausforderungen für den Sport unserer Zeit dar. Dope Sportler versuchen, ihre natürlichen Grenzen durch körperbezogene Manipulation mit Hilfe unerlaubter Substanzen oder Methoden künstlich zu erweitern und verfälschen somit nicht zuletzt aus eigennützigen finanziellen Motiven die Reihenfolge des Wettbewerbs. Beim Doping besteht zu Recht ein breiter gesellschaftlicher Konsens, der entsprechende Praktiken zum Erzielen eines Vorteils bei der Rangfolgenmittlung als unlauter betrachtet. Daher existieren im Wettkampfsport Regeln, die den Gebrauch von Substanzen oder Techniken, die die körperliche Leistungsfähigkeit über das

„natürliche“, durch Talent und Training erreichbare Maß hinaus steigern, unter Androhung von Sanktionen verbieten.

Doping – Geißel des modernen Hochleistungssports

Helmut Digel

Doping ist die Geißel des modernen Hochleistungssports und das größte Problem der modernen Olympischen Spiele. Sportlerinnen und Sportler, die auf diese Weise versuchen, ihre Gegner zu betrügen, verfolgen die Absicht, sich durch einen verbotenen Wettbewerbsvorteil den Sieg zu sichern.

Doping ist eine besondere Form des Medikamentenmissbrauchs, der nur in der Welt des Hochleistungssports anzutreffen ist. Zwar gibt es in unserem Alltag vielfältige Formen des Medikamentenmissbrauchs. Künstler putschen sich zu Höchstleistungen auf, Schmerzen werden mit Hilfe von Medikamenten betäubt, und Medikamentenkonsument ohne ärztliche Verordnung ist längst üblich geworden. Durch Medikamente versuchen auch Freizeitsportler ihr Training zu beeinflussen oder ihr Körperprofil zu gestalten. Doch der Missbrauch verstößt weder gegen feste Regeln noch gegen staatliche Gesetze; der Gesetzgeber lässt sogar zu, dass Menschen sich durch Medikamentenmissbrauch selbst zerstören.

Anders verhält es sich mit der Leistungsmanipulation im Sport. Hier handelt es sich um „Doping“ im engeren Sinn des Wortes. Der Hochleistungssport, mit seinen unterschiedlichen Disziplinen, konstituiert sich über Regeln, die die Sporttreibenden für ihre Wettkämpfe vereinbart haben, vor allem über die Maxime des Fairplay, über das Gebot der Unversehrtheit des Athleten, über das Prinzip der Gleichbehandlung, über den gegenseitigen Respekt und die Achtung der Menschenwürde. Dope Sportler verstoßen gegen diese Grundsätze und Gebote. Sie stellen sich außerhalb des Systems des Sports und gefährden seine Grundlagen. Deshalb müssen sie mit aller Entschiedenheit bestraft werden.

Diejenigen, die für das System des Wettkampfsports Verantwortung tragen, sind aus diesem Grund zu konsequentem Handeln verpflichtet. Doping gefährdet das regelgeleitete System des Leistungssports und beschädigt all jene, die auf ehrliche Weise um den Sieg kämpfen. Der Anti-Doping-Kampf muss deshalb von der Gewissheit geprägt sein, dass es für den Hochleistungssport keine andere Maxime geben darf als die sportlichen Regeln und

das übergeordnete Prinzip des Fairplay, auf das sich alle Arten des modernen Hochleistungssports ausrichten haben. Der Kampf gegen Doping muss jedoch auch von der Einsicht geprägt sein, dass der Betrug im System des Sports als eine, wenn auch verbotene Möglichkeit, grundsätzlich vorgegeben ist. Die selbstgesetzten Regeln können und müssen befolgt werden. Es gehört jedoch zur Logik von Regeln, dass gegen sie auch verstoßen werden kann. Insofern müssen jene, die sich für das Prinzip des Fairplay im Hochleistungssport einsetzen, leider damit leben, dass das Dopingproblem niemals endgültig gelöst werden kann. Es muss jedoch - und das ist der besondere Anspruch - in glaubwürdiger Weise bewältigt werden.

Zu einem glaubwürdigen Anti-Doping-Kampf gehört auch, dass die sauberen Athleten vor den Betrügern konsequent geschützt und Anreize geschaffen werden, dass die selbstgesetzten Regeln von allen Beteiligten erkannt, beachtet und befolgt werden. Ferner gehört dazu, dass diejenigen, die dagegen verstoßen, konsequent bestraft werden und mit solchen Sanktionen zu rechnen haben, die eine wirklich ausreichende und abschreckende Wirkung haben. Darüber hinaus muss es eine der wichtigsten Aufgaben der Verantwortlichen im Hochleistungssport sein, jüngere Athletinnen und Athleten auf die Gefahren des Dopings aufmerksam zu machen, sie vom Dopingbetrug fernzuhalten und ihnen Möglichkeiten aufzuzeigen, wie man auf ehrliche Weise Erfolge im Hochleistungssport erzielen kann.

Das IOC, die internationalen olympischen Fachverbände, nationale Dachorganisationen des Sports, nationale Fachverbände und staatliche Institutionen haben mittlerweile ein System zur Bekämpfung des Doping aufgebaut, das von mehreren markanten Säulen getragen wird. Zum einen versucht man, des Betrugs durch Kontrollen Herr zu werden. Hierzu werden Trainings- und Wettkampfkontrollen durchgeführt. Kontrolliert werden dabei der Urin und das Blut des betroffenen Sportlers. Zum zweiten wurde ein Analysesystem eingeführt. In IOC-akkreditierten Labors werden die entnommenen Proben analysiert und auf verbotene Substanzen hin überprüft, um den Verbänden eine Basis zu bieten, ein Verfahren gegen betrügende Athleten einzuleiten. Drittens wurde ein Bestrafungssystem etabliert, das von Verbandssperren über Verbandstrafen bis hin zu Verurteilungen vor ordentlichen Gerichten führen kann. Viertens wurde ein Forschungssystem aufgebaut, in dem Naturwissenschaftler der Frage nachgehen, welche Substanzen in welcher Weise die Leistung beeinflussen können und bei welchen die Möglichkeit besteht, dass sie von Athleten zur Manipulation missbraucht werden. Fünftens ist man bemüht, ein Aufklärungs- und Erziehungssystem zu entwickeln, über das zum einen präventiv das

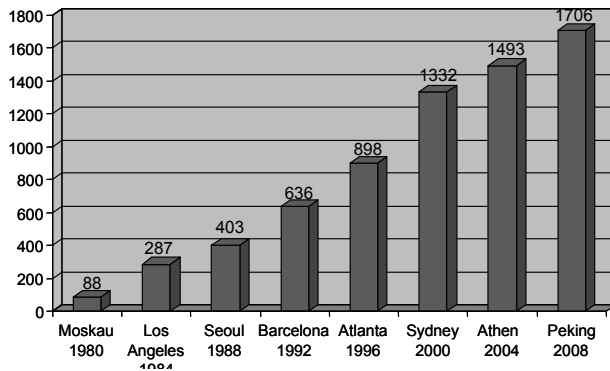
Problem des Dopingbetruges angegangen und zum anderen resozialisierend jenen Athleten ein Weg zurück zum ehrlichen Sport ermöglicht werden kann, die eines Dopingbetrugs überführt wurden.

Zur Durchsetzung und Bewältigung der Aufgaben und Herausforderungen in den jeweiligen Teilsystemen wurde die WADA, die Welt-Anti-Doping-Agentur gegründet, in der die internationale Staatengemeinschaft gemeinsam mit den internationalen Sportverbänden bemüht ist, weltweit verbindliche Vorgaben zu entwickeln, auf die ein erfolgreicher Anti-Doping-Kampf auszurichten ist. Gemeinsame Grundlage für alles Handeln ist dabei der Welt-Anti-Doping-Code, der im Jahr 2002 verabschiedet und im Jahr 2007 erneuert und fortgeschrieben wurde. Dieser Code kann als ein Meilenstein im Anti-Doping-Kampf bezeichnet werden. Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass in verschiedenen Bereichen nach wie vor Probleme zu beklagen sind, deren Lösung noch immer nicht in Sicht ist. Die Beziehung zwischen Kontrolleur und Betrüger ist dabei leider immer noch viel zu oft von einer „Hase-Igel-Beziehung“ geprägt und immer häufiger kommt es vor, dass betrügende Sportler die Kontrollen unterlaufen. Zu oft haben sich auch nationale Rechtssysteme als untauglich im Anti-Doping-Kampf erwiesen. Zu ungleich sind noch immer die Strafen bei Delikten in verschiedenen, vergleichbaren Sportarten und viel zu wenig wird in Präventions- und Aufklärungsprogramme investiert. Schließlich werden in manchen Sportverbänden Kontrollen nur lasch gehandhabt oder in viel zu geringer Zahl durchgeführt.

Olympische Spiele und TV

Josef Hackforth

„Achtung, Achtung, hier ist der Fernsehsender Paul Nipkow mit Ton auf Welle 7.06m und Bild auf 6.77m“. So begann die erste Live-Übertragung von den Olympischen Spielen überhaupt. Es war der 1. August 1936 in Berlin, als die ersten Bilder der Wettkämpfe in öffentliche Fernsehstuben übertragen wurden. Rund 160.000 Zuschauer konnten sich 138 Stunden lang von der neuen Technik überzeugen. Die Bewunderung war allgegenwärtig. Das Medium Fernsehen hatte eine neue publizistische Ära eingeleitet, und die Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin waren der „Ausgangspunkt für unsere moderne Fernsehentwicklung“. Der Pioniergeist deutscher Ingenieure, der propagandistisch-politische Wille sowie die Versuchsphase seit März 1935 mit dem „Zwischenfilmverfahren“ führten zu dieser Erfindung, die weltweit Anerkennung und Nachahmung fand.



Einnahmen aus den Übertragungrechten der Olympischen Spiele

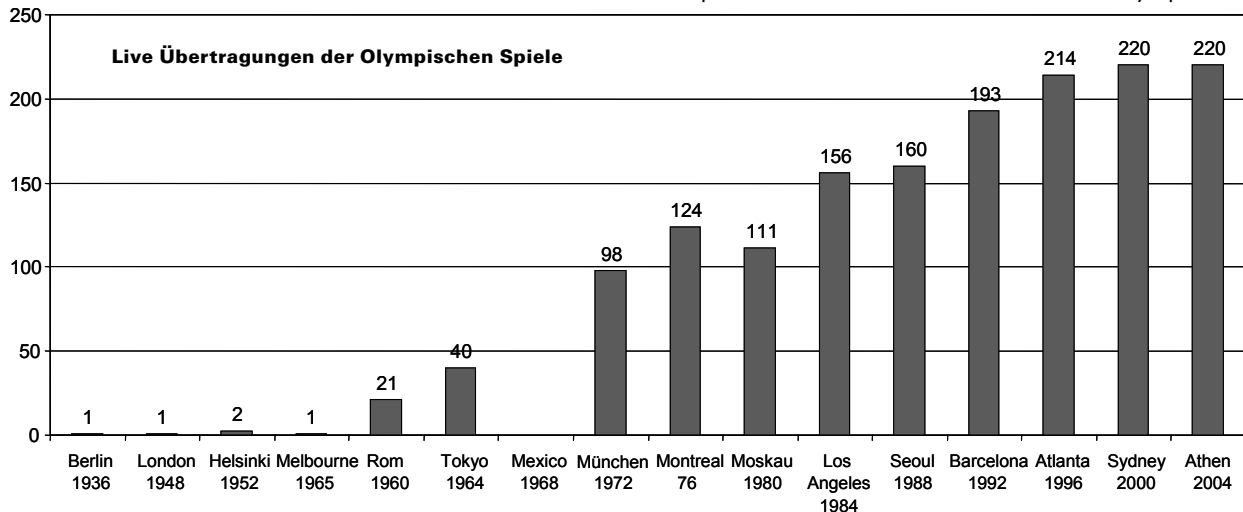
bei der Popularisierung und Ökonomisierung der Olympischen Spiele. Bereits zu dieser Zeit wurden Lizenzgebühren für die Übertragungen gezahlt, genauso wie seit den Spielen 1928 in Amsterdam für die Hörfunkrechte.

Aus Rom 1960 konnte bereits in 18 europäische Länder übertragen werden, und nur eine Stunde später empfangen auch die Vereinigten Staaten, Kanada und Japan das Olympia-Signal. Mit den Olympischen Spielen in Tokio 1964 begann dank der Satellitentechnik das Zeitalter der Interkontinental-Übertragungen. Erstmals waren die Olympischen Spiele im wahrsten Sinne des Wortes ein weltumspannendes Ereignis. 1968 kam die Farbe ins Bild, und seit 1972 in Sapporo konnten TV-Signale aus verschiedenen Quellen je nach nationalem Interesse ausgewählt werden.

Mit den Olympischen Sommerspielen 1984 in Los Angeles begann die offene Ökonomisierung der Spiele, erstmals wurden Überschüsse erwirtschaftet und die staatlichen sowie kommunalen Kassen entlastet. Die TV- und Radio-Rechte wurden von 156 Ländern weltweit erworben, und 2,5 Mrd. Zuschauer sollen die Spiele am Bildschirm verfolgt haben.

1992 hatten die Fernsehanstalten erstmals die technische Möglichkeit, eigene bilaterale Leitungen zu schalten und damit die Berichterstattung zu „nationalisieren“. Nach Studien in den USA, England und Spanien haben 70 Prozent der Bevölkerung die Spiele von Albertville und 90 Prozent die Olympischen Som-

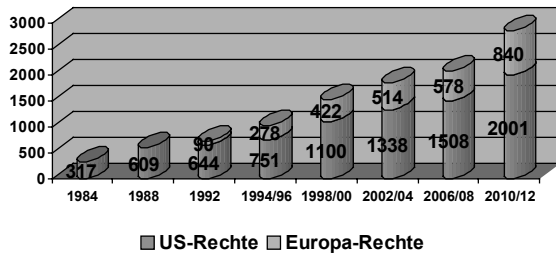
Diese technisch-publizistische Vormachtstellung Deutschlands ging durch den Zweiten Weltkrieg verloren und wurde erst 1952 mit Filmaufnahmen von den Olympischen Spielen in Helsinki fortgesetzt. Bei den Spielen 1948 in London, die ohne deutsche Beteiligung stattfanden, konnten im Umkreis von 50 Meilen um die britische Hauptstadt mehr als 500.000 Zuschauer 64 Stunden TV-Olympia erleben. Somit spielte das Medium Fernsehen bereits seit der Mitte des 20. Jahrhunderts eine wesentliche Rolle



merspiele in Barcelona verfolgt, Olympia war endgültig ein Sportereignis von universaler Bedeutung geworden. Nur die Fußball-Weltmeisterschaften können ähnliche Einschaltquoten und Marktanteile verbuchen.

214 Länder empfangen die TV-Übertragungen aus Atlanta 1996, das IOC übernahm die Kosten für die Transmission nach Afrika. 2000 in Sydney und 2004 in Athen wurden neue Rekordmarken gesetzt: Kumuliert berechnet sahen 3.9 Mrd. TV-Zuschauer die

TV-Olympia-Übertragungsrechte (Mio. \$)



Spiele; teilweise wurde bis zu 12 Stunden täglich übertragen. Nicht „Brot und Spiele“ – sondern „TV und Spiele“ lautet das Motto. Hinzu kommt, dass mittlerweile mehr Journalisten als Sportler bei den Olympischen Spielen akkreditiert sind. Dieser Gigantismus wird sich fortsetzen, gemäß der kommunikationstechnischen Entwicklung und der weiteren Ökonomisierung der Olympischen Idee.

Place	USA (\$)	Europe (\$)
1972 München	13,5 Mio.	1,745 Mio.
1976 Montreal	25 Mio.	4,55 Mio.
1980 Moskau	72,3 Mio.	5,652 Mio.
1984 Los Angeles	225 Mio.	19,45 Mio.
1988 Seoul	300 Mio.	28 Mio.
1992 Barcelona	401 Mio.	75 Mio.
1996 Atlanta	456 Mio.	240 Mio.
1998 Nagano	375 Mio.	72 Mio.
2000 Sydney	725 Mio.	350 Mio.
2002 Salt Lake City	545 Mio.	120 Mio.
2004 Athen	793 Mio.	394 Mio.
2006 Turin	614 Mio.	135 Mio.
2008 Peking	894 Mio.	442 Mio.

Citius, altius, fortius – zumindest für die Medien und besonders das Fernsehen gilt diese Devise uneingeschränkt. Im Zeitalter von Multimedia, Triple Play und Mobile Communication ist eine

Hours of Coverage from the Host Broadcaster

Olympic Games	Host Broadcast Feed Hours
1988 Seoul	2572
1992 Barcelona	2800
1996 Atlanta	3000
2000 Sydney	3500
2004 Athens	3800

Grenze der medialen Spiele nicht in Sicht. Kluge Köpfe haben errechnet, dass die Wahrscheinlichkeit, Olympiasieger zu werden, geringer ist als ein Lottogewinn – vielleicht ist die Faszination der Spiele ja auch in dieser Rechnung begründet.

Die Technik, die uns bewegt

Arnd Krüger / Julia Colter

Wenn man an Technik im Sport denkt, fällt einem vielleicht der Tiefstart beim 100 m-Sprint, der Top Spin beim Tennis oder auch der Delphinsalto beim Turmspringen ein. Oft wird aber vergessen, dass nicht mehr nur der Mensch allein für die herausragenden Leistungen bei Olympischen Spielen verantwortlich ist. Was wären die Sprinter ohne Startblock, was die Tennisspieler ohne Schläger oder die Turmspringer ohne Brett? Für all die fantastischen Darbietungen benötigt der Athlet ein mehr oder minder großes Maß an Technik, die sich im Rückblick auf 102 olympische Jahre immer weiter verbessert hat. Was wir heute als selbstverständlich hinnehmen, beschäftigt seit nunmehr über einem Jahrhundert eine ganze Industrie. Hierbei hat sich nicht nur die Technik der Sportgeräte enorm weiter entwickelt, auch die Hilfen zur Siegerermittlung haben durch die moderne Elektronik beachtliche Formen angenommen. Einen großen Teil tragen auch die Entwicklungen im Bereich der Trainingswissenschaften bei, was allerdings an dieser Stelle unbeachtet bleiben soll.

Die Technik, die uns besser macht

Immer höher, immer schneller, immer stärker – Rekorde werden immer wieder gebrochen. Was oft nicht bedacht wird, sind die Bedingungen, unter denen dies erfolgt. Was unterscheidet bei-

spielsweise Jesse Owens und Michael Johnson? Beide waren afroamerikanische Sprinter der US-Olympiamannschaft und jeder stellte einen olympischen Rekord über 200 m auf – allerdings mit einem Abstand von genau 60 Jahren. Jesse Owens lief diese Strecke am 5. August 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin in 20,7 Sekunden. Damit brach er seinen eigenen Rekord, den er am Tag zuvor mit 21,1 Sekunden gelaufen war. Nach ihm verbesserten neun andere Athleten diese Marke, bevor Michael Johnson 1996 bei den Spielen in Atlanta den bis heute bestehenden olympischen Rekord von 19,32 Sekunden besiegelte. Der Unterschied zwischen den Rekorden besteht nicht nur aus 1,38 Sekunden, sondern auch aus über einem halben Jahrhundert Sporttechnikentwicklung.

Owens grub vor dem Start mit seinen in feste Lederschuhe geschnürten Füßen ein Loch in die Aschenbahn, um nach dem Startschuss schneller beschleunigen zu können. Johnson hingegen suchte die richtige Position mit seinen optimal an den menschlichen Fuß angepassten „Nike Zoom JSC High Performance Sprintspikes“ in einem Startblock mit rutschfesten und größenverstellbaren Fußstützen, um dann über die energieeffiziente Tartanbahn zu sprinten. Wenn man sich dies vor Augen hält, relativieren sich die Rekordsteigerungen. Aber auch der wachsende Internationalismus in der Technikindustrie lässt sich mit Hilfe dieses Beispiels aufzeigen. Zwar war der Sport immer international, aber während Owens' Trainer Larry Snyder noch durch Berliner Sportläden ziehen musste, um für seinen Schützling ein Paar Ersatzspikes zu kaufen, stand Michael Johnson eine global arbeitende Industrie zur Seite, die ihn mit immer neuem, technisch optimiertem Sportequipment versorgte.

Auch in anderen Sportarten lässt sich der Technikwandel in dieser Art nachvollziehen. Was unterscheidet beispielsweise die Eisschnell-Läufer Charles Jewtraw und Casey Fitzrandolph? Beide starteten ebenfalls für das US-Olympiateam bei Olympischen Winterspielen und stellten jeweils einen Olympischen Rekord über 500 m auf. Charles Jewtraw lief bei den ersten Olympischen Winterspielen in Chamonix 1924 44,0 Sekunden. Ganze 78 Jahre und zwölf weitere olympische Rekorde später legte Casey Fitzrandolph in Salt Lake City/USA die Strecke in 34,42 Sekunden zurück. Der Rekord besteht bis heute. Die enorme Verbesserung von 9,58 Sekunden ist ein deutliches Anzeichen für eine Steigerung der Technologie in dieser Sportart. Dies wird zum einen durch die Veränderung des Rennanzuges von Baumwolle hin zu aerodynamischen Kunstfasern, in der Fachsprache „bielastisches PES-Material mit Sublimationsdruck und nachveredelter Spezialoberfläche“ (laut Textilienhersteller Bellutti Planen GmbH), deutlich. Aber auch der Schlittschuh erfuhr ei-

nen großen Wandel. Im Mittelalter benutzte man geschliffene Röhrenknochen als Kufen. Viele Hundert Jahre lang wurden Schlittschuhe für die verschiedensten Zwecke im Alltagsleben eingesetzt. Dabei ging es weniger um Sport, als um eine leichtere Fortbewegung im Winter.

Als 1924 die ersten Olympischen Winterspiele stattfanden, waren Schlittschuhe durch Eiskunstlauf, Eisschnell-Lauf und Eishockey fester Bestandteil des Olympischen Programms. Für alle diese drei Sportarten sind unterschiedliche Schuhtypen notwendig. Durch den gezielten Kufenschliff wird die Auflagefläche und somit die Funktionsweise verändert, sodass die verschiedenen Bewegungen optimal ausgeführt werden können.

Beim Eisschnell-Lauf kommt es auf das Erreichen einer hohen Geschwindigkeit an. Durch das Fahren auf dem Eis entsteht Wärme durch Reibung, was zu einer Art Aquaplaningeffekt führt. Diese physikalische Erkenntnis hat den Schlittschuh bedeutend verändert. Die Kufen benötigen beim Eisschnell-Lauf eine extrem schmale, scharfe Auflagefläche und, damit ein höherer Reibungseffekt erzielt werden kann, muss diese möglichst lang sein. „Planschliff“ nennt man diese spezielle Formung der Kufen. Die dazugehörigen Schuhe über den Kufen sind aus Leder. Sie reichen, anders als bei Eiskunstlauf und Eishockey, nicht über das Fußgelenk, da an dieser Stelle eine vergleichsweise kleine Belastung erfolgt.

Der Schweizer Franz Krienbühl machte in den 1970er Jahren vor, was man durch optimierte Technik in dieser Sportart erreichen kann. Er hielt noch mit 45 Jahren sechs nationale Rekorde. Dies war unter anderem möglich, weil er einen neuen aerodynamischen Schlittschuh und windschlüpfige Rennanzüge entwickelte, mit denen er noch bis ins hohe Alter erstaunliche Erfolge feiern konnte. Die anfängliche Skepsis der Konkurrenz schlug in Nachahmung um. Die heute neueste Technik der Schlittschuhe ist der Klappmechanismus, mit welchem die Kufen für längere Zeit auf dem Eis aufliegen und somit die Geschwindigkeit erhöht werden kann.

Nicht nur das Beispiel von Krienbühl, auch der Vergleich zwischen den beiden Eisschnell-Läufern Jewtraw und Fitzrandolph zeigt, welche Möglichkeiten sich hinter technischen Innovationen verbergen. Heute würde man mit der Zeit von Jewtraw bei den Olympischen Winterspielen nicht einmal den ersten Vorlauf überstehen. Wenn man aber bedenkt, dass er diese Zeit mit einem großen Rückstand an Technologie erreichen konnte, dann wird die Relation zwischen den beiden Rekorden deutlich.

Ein drittes Beispiel kommt aus der Welt der Paralympics. Olympische Sportwettkämpfe für Menschen mit Behinderung gibt es erst seit 1960. Zu den Olympischen Spielen in Rom wurde die Begleitveranstaltung zum ersten Mal vor allem für Kriegsinvaliden organisiert. Allerdings gab es erst ab 1968 Sprintdisziplinen, die bis 1972 ausschließlich mit dem Rollstuhl absolviert wurden. Bei den Paralympics 1976 in Toronto betrat die Prothese die Bühne des Sports. Was zu Beginn noch als eine Bürde bewertet wurde und die Leistungen des Trägers stark einschränkte, hat sich heute in ganz andere Dimensionen entwickelt. Von „Techno-Doping“ ist mittlerweile die Rede. Auslöser hierfür ist das Urteil des Sportgerichtshofes in Lausanne gegen den Südafrikaner Oscar Pistorius. Dieser hatte auf das Recht, an den Olympischen Spielen in Peking 2008 teilnehmen zu dürfen, geklagt. Bei einer Untersuchung an der Deutschen Sporthochschule Köln, die von der International Association of Athletics Federations (IAAF) finanziert wurde, kam heraus, dass Pistorius durch das Tragen der High-Tech-Karbonprothesen beim Laufen gegenüber seinen Konkurrenten ohne Prothesen über 30% Energie einspart. Da dies einen klaren Vorteil bedeuten würde, verweigerte der Sportgerichtshof in Lausanne den Olympiastart. Auf dieser Grundlage ein verständliches Urteil und trotzdem ein harter Schlag für den Südafrikaner. Seine Behinderung verwehrte ihm einst die reguläre Teilnahme an den Spielen für Menschen ohne Behinderung und nun verhindert die moderne Technik seinen Start. Mit den Prothesen ist Pistorius so schnell wie seine Kollegen „ohne“ und am Ende lässt sich nicht mehr feststellen, wer nun schneller ist: der Läufer oder seine Technik.

Die Technik und ihre Grenzen, die wir ihr setzen

Nicht alles, was technisch möglich ist, ist auch sportlich gewollt: Beispielsweise müsste der Speer eine ganz andere Form aufweisen, wenn es darum ginge, ihn möglichst weit zu werfen. Da man allerdings mit einer anderen Speerform weit über 100 m erreichen würde, müssten die Wettkämpfe aus Sicherheitsgründen auf Nebenplätzen stattfinden, was zweifellos die Attraktivität des Wettkampfes für Veranstalter und Publikum schmälern würde. Um dies zu verhindern, legte eine Regelkommission 1912 fest, dass der Speer 2,60 m (2,20 m für Frauen) lang, 800 g (600 g) schwer sein und einen Durchmesser von 30 mm (25 mm) haben muss. Frauen wurden hierbei, wie in vielen anderen Sportarten, als das „schwache“ Geschlecht definiert, für die es kleinere und leichtere Geräte geben müsse. In den 50er Jahren wurde die Wurftechnik normiert, da es zwei spanischen Athleten gelang, mit einer Drehung über 90 m weit zu werfen. Diese Technik war allerdings für die Kampfrichter und das Publikum zu gefährlich, da das Gerät leicht außer Kontrolle geraten konnte. Daher verbot die IAAF die Ausführung kurz vor den Olympischen

Spiele in Melbourne 1956.

Des Weiteren änderte sich die Beschaffenheit des Speers durch die Erfindung des US-Amerikaner Bud Held grundlegend. Waren Speere zunächst aus massivem, später aus mehrteilig geleimtem Holz, entwickelte Held den ersten hohlen Metallspeer. Seine Spitze war verkürzt und der Mittelteil dicker als gewöhnlich. Durch die neuartige Form erhielt das Sportgerät den Namen „Held-Zigarre“.

Im Vorfeld der Olympischen Spiele 1984 übertraf der DDR-Athlet Uwe Hohn die magische 100 m-Marke. Trotz seiner Weite von 104,80 m konnte er nicht an den Spielen in Los Angeles teilnehmen, da sein NOK die Spiele boykottierte. Die IAAF reagierte auf diese neuen Weiten mit einer Veränderung der Speernorm, um die Distanzen wieder zu verkürzen. Ungünstigere Flugeigenschaften, kürzere Weiten und deutlichere Abdrücke bei der Landung waren die Folge. Der aktuelle olympische Rekord liegt daher heute bei einer Weite von 90,17 m, gehalten von dem Tschechen Jan Zelezný.

Die Technik, die alles sieht

Aber nicht nur die verbesserten Sportgeräte erlauben den Sportlern immer neue Bestleistungen, auch die modernen Methoden der Wettkampfüberwachung tragen ihren Teil dazu bei.

Während bei Owens und Jewtraw ein Schiedsrichter die Zeit mit einer Stoppuhr nach dem Startschuss bis zum Übertreten bzw. Überfahren der Ziellinie nahm, war dieser Vorgang bei Johnson und Fitzrandolph längst automatisiert worden. Um den rechtmäßigen Sieger ermitteln zu können bietet die moderne Elektronik immer neue Möglichkeiten, wie beispielsweise die Optimierung der Zeitmessung durch Zielfoto und Lichtschranke, die die Zeit bis auf ein Tausendstel genau bestimmen können.

Aber nicht nur die glücklichen Gewinner kann die Technik ermitteln, auch dramatische Entscheidungen, wie etwa eine Disqualifizierung, können heutzutage per Computer bestimmt werden. Durch einen Druckmechanismus ist der Startblock eines jeden Sprinters mit einem zentralen Computer verbunden. Löst sich der Kontakt vor dem digitalisierten Startschuss, wird durch ein akustisches Signal der Fehlstart bekannt gegeben. Kurze Zeit später identifiziert das System den Übeltäter. Wurden bei den antiken Olympischen Spielen die Sünder noch mit Rutenhieben bestraft, so werden sie heute beim zweiten Fehlstart lediglich disqualifiziert.

Die Technik der Oberen Zehntausend

Dass die technische Ausstattung (neben trainingsmethodischen Erkenntnissen) für die Leistungsfähigkeit der Athleten eine wichtige Rolle spielen muss, sieht man beispielsweise daran, dass

Entwicklungsländer fast nur in Sportarten erfolgreich sind, die keiner technischen Ausstattung bedürfen. Von den 177 Ländern, die 2007/2008 im Human Development Report der Vereinten Nationen erfasst sind, halten nur zwei von den 50 am geringsten entwickelten aktuelle olympische Rekorde: Kenia (1500 m Herren, 3000 m Hindernis Herren) und Äthiopien (10000 m Herren und Damen). Dies zeigt, dass der technische Segen auch ein Fluch sein kann, der die Kluft zwischen Arm und Reich in der Welt des Sports immer weiter vorantreibt. Wenn sich sportliche Höchstleistungen nur noch durch teure Techniken verbessern lassen, dann ist eine internationale Vergleichbarkeit gefährdet. Aber haben wir das nicht so gewollt? Das Institut für Sportgeräteentwicklung der ehemaligen DDR stand ausdrücklich im deutschen Einheitsvertrag als eine Einrichtung, die es zu erhalten galt. Wir haben uns im Spitzensport wahrscheinlich schon vor langer Zeit gegen eine wirkliche Vergleichbarkeit und für den Erfolg entschieden.

Die Technik macht unseren Sport nicht zwingend gerechter, besser oder schöner. Diese Klischees, die der olympische Sport allzu häufig bedienen muss, sind aber vielleicht nicht der einzige Maßstab, der die Faszination ausmacht. Immer höher, immer schneller, immer stärker – dort, wo der Mensch an seine physischen Grenzen stößt, öffnet die Welt der Technik das Tor zu immer neuen ungeahnten Möglichkeiten, die uns dadurch immer neue große Momente des Sports bescheren. Und „ohne den Sportler“, gibt der Leiter des FES Harald Schaale zu bedenken, „ist das Gerät nichts wert.“ Aber ist die Technik im Sport nun Faszination oder Manipulation? Darauf gibt es keine Antwort, denn die Sichtweise liegt einzig im Auge des Betrachters. Letztendlich muss jeder für sich entscheiden.

Paralympics – Special Olympics – Deaflympics

Gudrun Doll-Tepper

Der Sport von Menschen mit Behinderungen hat viele Facetten. In seinen Anfängen standen die rehabilitativen und therapeutischen Wirkungen von Bewegung und Sport im Mittelpunkt. Seit den 1960er Jahren erleben wir einen deutlichen Anstieg an Freizeitsportaktivitäten bei Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen, und auch der Hochleistungssport erfährt eine außerordentlich dynamische Entwicklung, begleitet von zunehmendem Interesse der Medien und der Öffentlichkeit. An sportlichen Großereignissen, wie den Paralympischen Spielen und den Special Olympics, nehmen inzwischen Tausende von Athleten und Athletinnen aus aller Welt teil, ebenso wie sich

eine immer größer werdende Zahl von Nationen an den Deaflympics, den Weltspielen der Gehörlosen, beteiligt.

Paralympics

Am 20. Juli 1948 organisierte der Arzt Dr. Ludwig Guttmann die ersten sportlichen Wettkämpfe für britische Kriegsversehrte auf dem Gelände des Militärhospitals von Stoke Mandeville in England. Dieser Termin war kein Zufall: Am gleichen Tag fand auch die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London statt. Es war Guttmanns Vision, dass Athleten und Athletinnen mit Behinderungen gleiche Möglichkeiten einer sportlichen Karriere und Beachtung in der Öffentlichkeit wie Olympiateilnehmer und -teilnehmerinnen haben sollten. Waren anfangs ausschließlich Sportler und Sportlerinnen mit einer Querschnittslähmung an diesen Wettkämpfen beteiligt, so kamen in den folgenden Jahren Menschen mit anderen Behinderungen hinzu, und das Programm wurde immer umfangreicher. 1976 wurden erstmals Paralympische Winterspiele durchgeführt, seit 1992 an denselben Orten wie die Olympischen Winterspiele. Die Dachorganisation des internationalen Behindertensports ist das Internationale Paralympische Komitee (IPC), das 1989 in Düsseldorf gegründet wurde und dem heute die International Wheelchair and Amputee Sports Federation (IWAS), die Cerebral Palsy International Sport and Recreation Association (CP-ISRA), die International Blind Sports Association (IBSA) und die International Sports Federation for Persons with an Intellectual Disability (INAS-FID) angehören. Zwischen dem IPC und dem IOC bestehen inzwischen formale Verbindungen und Vereinbarungen, die sich unter anderem auf die Bewerbung und Ausrichtung der Olympischen und Paralympischen Spiele beziehen.

Special Olympics

Auf Initiative der Familie Kennedy, insbesondere von Eunice Kennedy Shriver, wurden in Chicago 1968 die ersten Special Olympic Games, Sportwettkämpfe für Menschen mit geistiger Behinderung, durchgeführt. Sehr schnell entwickelte sich dieses spezielle Spiel- und Sportangebot in allen Teilen der USA und 1977 wurden die ersten Special Olympic Winter Games in Colorado Springs organisiert.

Inzwischen gibt es Trainings- und Wettkampfangebote für Menschen mit geistiger Behinderung auf allen Kontinenten, die Special Olympics werden auf nationaler und internationaler Ebene ausgetragen. Fanden diese Spiele bis zu Beginn der 1990er Jahre ausschließlich in den USA statt, so haben seither Winter- und Sommerspiele auch in anderen Ländern stattgefunden, z. B. 1993 in Salzburg und Schladming (Österreich) und 2005 in Nagano (Japan) im Winter – sowie 2003 in Dublin (Irland) und 2007 in Shanghai (China) im Sommer.

Auch die Special Olympics sind vom IOC anerkannt. Die dahinter stehende Organisation engagiert sich gegenwärtig für die Weiterentwicklung von Sportaktivitäten, insbesondere auch von integrativen Sportangeboten und für eine verbesserte Qualifizierung von Übungsleitern/Übungsleiterinnen, Trainern/Traineeinnen und Sportlehrkräften.

Deaflympics

Bereits 1924 wurde in Paris das Comité Internationale des Sports des Sourds (CISS) gegründet, die internationale Dachorganisation für den Gehörlosensport, und dort wurden auch erstmalig internationale Sommerspiele für Gehörlose ausgetragen. Als Gründungsväter gelten Eugène Rubens-Alcais (Frankreich) und Antoine Dresse (Belgien). Die erste Veranstaltung dieser Art fand 1949 in Seefeld (Österreich) statt. Seit der Gründung des CISS hat es für die Spiele mehrere Namenswechsel gegeben, so z. B. International Silent Games oder World Games for the Deaf. Gegenwärtig firmieren die Spiele unter dem Namen Deaflympics. Die Vertreter des CISS bzw. der Deaflympics gehören nur wenige Jahre dem Internationalen Paralympischen Komitee an. Das CISS ist eine vom IOC anerkannte internationale Sportorganisation.

Resümee und Ausblick

Inspiziert von den Ideen Pierre de Coubertins und den Olympischen Spielen der Neuzeit entwickelten sich im Laufe des 20. Jahrhunderts Sportbewegungen von Menschen mit Behinderungen - jeweils mit eigenen Sportorganisationen, orientiert an den jeweiligen Behinderungsarten und teilweise auch mit eigenständigen Sportarten, wie z. B. Goalball für Sehbehinderte und blinde Athleten und Athletinnen.

Alle internationalen Behindertensportorganisationen verfügen über umfangreiche Netzwerke, in die die kontinentalen und nationalen Verbände einbezogen sind, und es entwickeln sich gegenwärtig auch enge Partnerschaften mit den internationalen Sportorganisationen, z. B. zwischen dem Internationalen Rollstuhlbasketballverband (IWSF) und dem Internationalen Basketballverband (FIBA).

Es ist festzustellen, dass der Behindertensport in all seinen Ausprägungen stärker als je zuvor in das öffentliche Interesse rückt. Dies spiegelt sich in besonderer Weise in den Initiativen wider, die 2005 im von den Vereinten Nationen ausgerufenen „Jahr des Sports und der Leibeserziehung“ initiiert wurden. Gleichzeitig sehen wir, dass vor allem in den Entwicklungsländern ein großer Nachholbedarf im Behindertensport besteht.

Mit der UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit einer Behinderung – verabschiedet im Jahr 2006 – wurde ein weiterer

Meilenstein auf dem Weg zu Selbstbestimmung und Partizipation erreicht.

Der Sport von Menschen mit einer Behinderung – welcher Art und Schwere auch immer – hat sozialen Wandel und ein verändertes Menschenbild bewirkt, und der Prozess ist noch nicht beendet!

Festival auf Schnee und Eis: Die Olympischen Winterspiele

Volker Kluge

Es klingt wie ein Treppenwitz: Ausgerechnet die Skandinavier waren einst die größten Gegner der Winterspiele. Und das ging so: Die Delegierten des IOC-Gründungskongresses von 1894 hatten sich auf Sportarten geeinigt, die bei den Olympischen Spielen ausgetragen werden sollten. Dazu zählte der Eislaut, der jedoch bei den ersten drei Veranstaltungen fehlte, obwohl es in Paris und in St. Louis durchaus die technischen Möglichkeiten dafür gegeben hätte. Die Premiere gelang erst 1908 in London, wo man das Programm in „The Games“ und „Winter Games“ unterteilte.

Allerdings handelte es sich nicht um Winterspiele nach heutigem Verständnis, sondern um „Herbstwettkämpfe“ wie Fußball, Hockey oder Boxen – und um Eiskunstlaufen, das in der Eishalle des noblen Prince's Skating Club ausgetragen wurde. Zwar reisten nur wenige Läuferinnen und Läufer an, immerhin waren es die Besten der Welt – lediglich die Österreicher fehlten. Die Berlinerln Elsa Rendschmidt wurde Zweite bei den Damen, und damit die erste Deutsche, die eine Olympiamedaille gewann. Gold im Paarlauf ging an die Münchner Annie Hübler und Dr. Heinrich Burger, die in jenem Jahr auch den ersten WM-Titel gewonnen hatten.

Damit war das Eis gebrochen, worauf sich das IOC drei Jahre später erstmals – nolens volens – mit der Einführung einer eigenständigen „Wintersport-Woche“ beschäftigte. Zu den Befürwortern gehörte der italienische Graf Brunetta d'Usseaux, der für den Skilauf plädierte, den er jedoch weniger aus sportlichen als vielmehr militärischen Gründen favorisierte.

Wettkämpfe auf Eis und Schnee? Einer, der sich dafür überhaupt nicht erwärmen konnte, war IOC-Präsident Pierre de Coubertin, der sich vor allem über die Hoteliers in den Wintersportorten ereiferte, die er pauschal der Geschäftemacherei verdächtigte. Schützenhilfe bekam er von Victor Balck, der als Präsident des Stockholmer Organisationskomitees von 1912 dafür gesorgt hatte, dass der Eislaut gestrichen wurde. Freilich aus anderen Motiven, denn der schwedische Oberst fürchtete um die Bedeutung

der „Nordischen Spiele“, die 1902, 1905 und 1909 stattgefunden hatten und 1913 erneut bevorstanden. Selbst als Brunetta d’Usseaux vorschlug, diese offiziell zum Bestandteil der Spiele der V. Olympiade zu erklären, gab es kein Einlenken.

Vier Jahre später, als Berlin auf dem olympischen Kalender stand, hätte es aber beinahe eine Wintersport-Woche gegeben. Diese sollte im Februar 1916 mit Eis-Wettkämpfen in der Reichshauptstadt und Ski-Konkurrenzen auf dem Feldberg stattfinden, doch mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs wurden all diese Pläne gegenstandslos. Anschließend – 1920 in Antwerpen – ging es zunächst ohne die Kriegsverlierer und mit Eislauf und erstmals Eishockey weiter.

Vielleicht wäre alles so geblieben, hätte Coubertin das Thema nicht auf die Tagesordnung einer Konsultativkonferenz gesetzt, mit der er den Olympischen Kongress von 1921 vorbereitete. Dort erklärte der französische Delegierte Albert Mégroz die Bereitschaft seines Landes, Winterspiele auszurichten, falls Paris den Auftrag für die Spiele der Olympiade von 1924 erhalten würde, was dann ja auch geschah. Das IOC indes blieb weiterhin vorsichtig und genehmigte nur eine „Internationale Wintersport-Woche“, quasi als Anhängsel des Sommerhöhepunkts.

Der Kurort Chamonix am Nordfuß des Mont-Blanc-Massivs war dafür ein guter Gastgeber. 16 Mannschaften mit 258 Sportlern – davon 13 Eiskunstläuferinnen – nahmen an den Wettkämpfen teil, für die über 10 000 Eintrittskarten verkauft wurden. Zu den Attraktionen zählte das Skispringen, das Bobrennen, der Militärpatrouillenlauf und das Eiskunstlaufen mit der 11-jährigen Norwegerin Sonja Henie, die den letzten Platz der Damenkonkurrenz belegte. Auch ein Preis im Alpinismus für „die größte Leistung der vergangenen 4 Jahre“ wurde vergeben, den Coubertin persönlich dem Leiter der britischen Mount-Everest-Expedition überreichte, der daraufhin feierlich schwur, dass er das 1922 gescheiterte Unernehmen, das sieben Sherpas das Leben gekostet hatte, eines Tages doch noch siegreich zu Ende führen würde.

Obwohl die Norweger die meisten Medaillen gewonnen hatten, lehnte deren Vertreter auf dem Olympischen Kongress 1925 in Prag weiter Winterspiele ab, weil „der Norden bereits über einen Wintersport-Zyklus verfügt, der allen Nationen offen steht“. Ein Argument, das wenig überzeugte und Coubertins Nachfolger Graf Baillet-Latour zu dem Hinweis veranlasste, dass der Wintersport auf Dauer wohl kaum von den Skandinavien exklusiv gepachtet sein könnte. Im Jahr darauf machte das IOC auch gleich „Nägel mit Köpfen“ und beschloss mit 22 Ja-Stimmen bei einer Enthaltung, die von Clarence von Rosen aus Schweden stammte, die Einführung der Winterspiele, die jeweils zu Beginn der olympischen Jahre gefeiert werden sollten. Die Wettkämpfe von Chamonix wurden rückwirkend als 1. Olympische Winterspiele anerkannt.

Das Recht der Austragung hatte das IOC dem jeweiligen Veranstalter der Sommerspiele übertragen, allerdings mit der Einschränkung, dass er territorial dazu auch in der Lage sein sollte. Ein Knackpunkt, denn die nächsten Spiele waren bereits an Amsterdam vergeben, wo es – wie in den ganzen Niederlanden – bekanntlich keine Berge, sondern nur Windmühlen und Grachten gibt. Der Knoten löste sich, als das mondäne St. Moritz einsprang, dessen Kurverwaltung gemeinsam mit dem Schweizerischen OC kleine, aber feine Winterspiele organisierte.

Vorerst blieb es allerdings bei dieser Ausnahme, denn sowohl die Amerikaner als auch die Deutschen, die den Auftrag für die nächsten beiden Olympiaden erhalten hatten, nahmen das Privileg in Anspruch, daran auch das Winterfest zu koppeln. Für 1936 fiel die Wahl auf die bayrischen Marktgemeinden Garmisch und Partenkirchen, die sich anschließend auf Befehl des NS-Regimes vereinigen mussten, um zum Hauptfremdenverkehrsort im Werdenfelser Land aufsteigen zu können.

Dass die Akzeptanz im IOC damals nur halbherzig war, kam schon in der Zählweise zum Ausdruck, denn die Winterspiele wurden nicht nach Olympiaden gerechnet, sondern fortlaufend nummeriert, so dass der zweimalige Ausfall während des Zweiten Weltkriegs statistisch nicht zu Buche schlug. Auch die Medaillen und Diplome mussten sich von jenen der Sommerspiele unterscheiden, die weiter als das eigentliche „große Festival“ galten, während die Eis- und Schnee-Konkurrenzen dazu höchstens das „Vorspiel“ sein durften.

Irgendwie war eine Abstufung allerdings auch berechtigt, denn die Verbreitung der winterlichen Sportarten konnte sich nicht annähernd mit denen des Sommers messen, was sich auch in der Teilnehmerzahl niederschlug, die höchstens ein Viertel ausmachte. Andererseits waren die Winterspiele durchaus auch im Vorteil. Sie dauerten nur elf oder zwölf Tage, und mit kaum mehr als zwei, drei Dutzend Wettbewerben waren sie überschaubar, so dass Langeweile gar nicht erst aufkommen konnte. Mochte es draußen auch noch so stürmen und schneien, dank des Fernsehens, das ab 1960 in den Wohnstuben flimmerte, war man seinen olympischen Helden stets ganz nahe, ohne kalte Füße zu bekommen. Und wie freute man sich aufs Eiskunstlaufen, das an langen Winterabenden ein prima Unterhaltungsprogramm abgab. Es waren die Sportler, die mit heißem Herzen um die Medaillen kämpften und die so die Winterspiele aus ihrer Mauerblümchenrolle erlösten.

Eine Distanz blieb dennoch. Lag das an den Kühlhaustemperaturen jener Jahreszeit? Oder an den IOC-Präsidenten, die immer nur aus dem Sommersport-Lager kamen? Der Schwede Sigfrid Edström war Leichtathlet wie sein Nachfolger Avery Brundage, dem noch lange der Schreck in den Gliedern steckte, als 1948 gleich zwei US-Eishockeyteams anreisten, womit das Durchein-

ander komplett war. Jahrelang führte der Amerikaner, der noch vom alten Amateurgeist beseelt war, eine Art Privatkrieg gegen jene, die danach trachteten, ihren Olympia-Erfolg anschließend bei der Revue, beim Film oder in der Werbung zu versilbern. Stellvertretend für viele musste dafür Österreichs alpine Hoffnung Karl Schranz büßen, den 1972 der Bannstrahl traf, weil er sich zu kess vorgewagt und Brundage einen weltfremden Greis geziehen hatte.

Und was Lord Killanin betraf, so hatte er zu Beginn seiner Amtszeit das Problem der US-Stadt Denver am Hals, die zwar den Zuschlag für 1976 erhalten hatte, deren Bürger sich aber mehrheitlich gegen Luxusausgaben stemmten, wie sie Winterspiele darstellen. Damit war das IOC gezwungen, erneut eine Annonce zu schalten, doch glücklicherweise fand sich mit Innsbruck schnell ein würdiger Interessent, der über organisatorische Erfahrungen und olympiataugliche Sportstätten verfügte, da die Tiroler bereits 1964 ihre Bewährungsprobe bestanden hatten. Ende gut, alles gut. Nicht für Lord Killanin, der gegenüber dem winterlichen Zauber reserviert blieb. Das einzige Eis, zu dem er eine Beziehung habe, ließ er wissen, sei jenes im Whiskyglas.

Nachfolger Juan Antonio Samaranch hatte 1956 in Cortina erste olympischen Erfahrungen als Chef de Mission der spanischen Equipe gesammelt. Dennoch: Der Katalane machte auf Rollschuhen stets eine bessere Figur als auf Schneeschuhen. Umso mehr verstand er vom Geldverdienen. Zuerst schaffte der Banker auf dem Olympischen Kongress von 1981 in Baden-Baden den Amateurbegriff ab, danach gründete er die Olympic Solidarity, die ab Sarajevo 1984 die Kosten für je eine Sportlerin und einen Sportler pro Team übernahm, worauf die Zahl der Teilnehmerländer sprunghaft anstieg.

Sein nachhaltigster Coup blieb aber die exklusive Vermarktung durch einen kleinen Zirkel von Großsponsoren, womit Samaranch neben den US-Fernsehgeldern, von denen das IOC bisher gelebt hatte, eine zweite Säule schuf, deren Einnahmen der ersten bald ebenbürtig wurde. Den TV-Sendern wiederum kam entgegen, dass er die Winterspieldauer von 12 auf 16 Tage verlängern ließ. Und als die Amerikaner ihm signalisierten, dass sie zukünftig nicht mehr gewillt wären, alle vier Jahre gleich zweimal mehrere hundert Millionen Dollar für die Übertragungsrechte aufzubringen, ließ er 1986 auch noch einen separaten Zyklus eröffnen, der die Winterspiele ab 1994 ins zweite Kalenderjahr verlegte, „das jenem, in dem die Spiele der Olympiade abgehalten werden, folgt“, wie es in der Olympischen Charta heißt. – Da kam Freude auf, denn nun funktionierte das Geschäft mit den fünf Ringen nicht nur alle vier Jahre, sondern durchgängig.

Was sich bislang nur schwer zu finanzieren ließ, verhielt nun Profit. Bei der Kandidatenkür für 1992 drängelten sich gleich sieben Bewerber, so dass sich das IOC bald zu einer Vorauswahl

veranlasst sah, um die Spreu vom Weizen zu trennen und die Bewerbungskosten zu drücken. Vorher bedurfte es aber einer Bewährungsprobe, denn was man bisher nur gemunkelt hatte, ließ sich plötzlich beweisen: Es gab bei der Entscheidung für 1998 eine Reihe von Olympiern, die von Salt Lake City bestochen worden waren. Der Skandal war perfekt. Er kostete einigen die IOC-Mitgliedschaft, war aber kein Hindernis, um die Mormonen bei der nächsten Gelegenheit nicht mit den Winterspielen von 2002 auszuzeichnen, die sie im Übrigen trotz des „11. Septembers“ zur Zufriedenheit ausrichteten.

Olympia – ein Wintermärchen! Wer denkt dabei nicht an ein verschneites Gebirgsdorf mit knorzigem Bewohnern. Es war einmal ... Doch das kleine Lillehammer am Mjøsa-See erfüllte genau diese Sehnsucht nach den Ursprüngen. Wer sonst als die Norweger konnte alle Wettkampfstätten in einem Radius von 20 Kilometern anbieten? Wo in der Welt kam eine Viertelmillion Menschen zusammen, um die Langlaufkonkurrenzen zu sehen? Nur in diesem abgelegenen Provinznest, das kaum mehr als 25 000 Einwohner zählte. Mit Lillehammer '94 begann der neue Zyklus, und damit endete wohl auch die „humane“ Epoche, der weit mehr als nur Olympia-Romantiker nachtrauern.

Höher, schneller, weiter – die „Olympic Winter Games“ sind erwachsen geworden. Sie bringen heutzutage 2500 Sportler aus fast 80 Ländern zueinander und locken über drei Milliarden Menschen an die TV-Geräte. Sie sind Fernsehspiele geworden, wofür man Sportstätten benötigt, die von den Kapriolen des Wetters unbeeinflusst bleiben. Andernfalls heißt es „Feuer frei!“ für die Schneekanonenarmee. Aus kalten Hallen wurden warme Paläste. Die Olympiatouristen leben in Komforthotels, und die ewige nörgelnde Journaliste arbeitet unter Bedingungen, an die vor fünfzig Jahren keiner zu denken wagte. Wer abends nicht Besseres zu tun hat, geht ins Konzert oder taucht ab in die Großstadt-Szene. Metropolen wie zuletzt Turin stehen wohl für die Zukunft. Und mit Vancouver 2010 und Sotschi 2014 kündigt sich eine Ära an, mit der Winterspiele gleichzeitig am Meer und im Hochgebirge stattfinden.

Alles hat aber seinen Preis. Er besteht in Tausenden von Hektar gesunden Waldes, der für Anlagen abgeholzt wird, die oftmals anschließend kaum noch einer braucht. Vorher wird viel über Nachhaltigkeit geredet, an die sich danach keiner mehr recht erinnern will. Die Winterspiele wachsen und wachsen – mit ihnen die Umsätze. Im Programm sind immer noch Plätze frei.

Welche Auswirkungen wird aber der Klimawandel auf die Schneegebiete haben, von denen der Zauber der Winterspiele abhängt. Die Prognosen klingen nicht hoffnungsvoll. Es lohnt sich also, schon jetzt, die Maßstäbe zu überdenken.

Zwar kann der Mensch nicht alles haben, aber schön wär's doch. So sieht man das wohl auch in München, das sich um die Olym-

pischen Winterspiele von 2018 bewerben will, an denen außerdem auch Garmisch-Partenkirchen und Schönau beteiligt wären. Würden die Bayern den Zuschlag erhalten, so wäre das ein einmaliger Fall, denn München richtete 1972 als bisher einzige Stadt auch schon die Sommerspiele aus.

Bekanntlich fällt diese Entscheidung aber erst in drei Jahren, und zuvor – 2010 – finden die XXI. Winterspiele in Vancouver statt. Gelänge es der deutschen Mannschaft dort, ihre seit 1998 unangefochtene Spitzenposition zu verteidigen, so wäre das ein Argument, das nach menschlichem Ermessen auch die IOC-Mitglieder beeindrucken müsste.

„Beachtlich, aber nicht genug.“ Umweltschutz bei Olympischen Spielen

Hans Jägemann

Die Umweltverträglichkeit Olympischer Spiele und anderer Großveranstaltungen des Sports kam erst in den 1970er Jahren in die öffentliche Diskussion. Politik und Medien griffen das Thema auf, Umweltministerien entstanden und Umweltverbände begannen, sich zu profilieren. Auch Vertreter der Industrie, Gewerkschaften, Kirchen, Handel, Bildung, Kultur und Wissenschaft suchten nach Verbesserungsmöglichkeiten für ihre spezielle Situation, mahnten und handelten, zeigten aber auch gern auf andere.

Der Deutsche Sportbund befasste sich nach Vorarbeiten in den 70er Jahren seit Beginn der 80er intensiv mit Umweltfragen und stellte sich der kritischen Diskussion über die Umweltauswirkungen sportlicher Aktivitäten und Veranstaltungen. Der Schutz von Natur und Landschaft und die Lärmbelastung für die Nachbarn von Sportanlagen waren zunächst die wichtigsten Konfliktbereiche, die starkes Medieninteresse fanden. Später kamen vor allem Fragen des Klimaschutzes, der Einsparung von Energie und anderen Ressourcen und die gesundheitlichen Auswirkungen schlechter Luftqualität auf Sporttreibende hinzu.

Den olympischen Sport hat dieses Thema erst mit großer Verspätung erreicht. Lange glaubte man, immer größer werdende Olympische Spiele ohne die Beachtung ihrer Umweltauswirkungen planen und durchführen zu können. Während der Winterspiele 1992 in Albertville rief ein Sportjournalist den DSB an und fragte nach den Telefonnummern von Umweltverbänden wie BUND oder NABU, weil er über die Missachtung der Belange von Natur- und Umweltschutz bei der Planung der Spiele in der empfindlichen hochalpinen Landschaft irritiert war.

Schon 1994 schien die Wende eingeleitet: Die Provinzstadt Lillehammer in Norwegen zeigte der Weltöffentlichkeit, wie man Winterspiele veranstalten konnte, ohne die Natur zu opfern, ohne Ortsbild und Umgebung aggressiver und geschmackloser Werbung auszusetzen und wie man Verkehr und Sportstätten umweltverträglicher planen konnte als zuvor. Das IOC zeigte sich beeindruckt und räumte öffentlich ein, dass Sport und Umwelt nicht länger zwei getrennte Welten sein dürften, sondern versöhnt und integriert werden müssten.

Die Organisatoren der Spiele von Sydney im Jahre 2000 unterstrichen diesen Gedanken mit einer Fülle ökologieorientierter Maßnahmen, von der Wiedernutzbarmachung eines vergifteten altindustriellen Geländes in bester Lage über das Verkehrskonzept (fast) ohne Privatwagen, den Umbau einer Kohlengrube zur Regattastrecke, Energiesparmaßnahmen beim Sportstättenbau, Verzicht auf PVC und die Errichtung eines Teils der Bauten als temporäre Strukturen, wenn die Folgenutzung nicht gesichert war.

Auf der ersten Sport-und-Umwelt-Konferenz des IOC 1995 in Lausanne erklärte IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch, Umweltschutz sei nun die dritte Säule der Olympischen Bewegung, neben Sport und Kultur. Eine Reihe weiterer Konferenzen folgte, die bisher letzte fand Ende 2007 in Peking statt. Das IOC berief eine Umwelt-Arbeitsgruppe und veröffentlichte Broschüren und Resolutionen. Dabei orientierte man sich anfangs vor allem an der Arbeit in Deutschland, das entsprechende Erfahrungen weitergeben konnte.

Umweltschutz wurde zudem fester Bestandteil der Bedingungen für Bewerbungen um Olympische Spiele. In den Bewerbungsunterlagen ist ökologischen Fragen ein eigenes Kapitel gewidmet. Umweltqualität entscheidet also mit, welcher Bewerber zum Zuge kommt. Diese Umorientierung war ohne Zweifel dringend notwendig und überfällig, wollte das IOC in einer Zeit zunehmenden Umweltbewusstseins sich nicht den Vorwurf des kommerziell orientierten Gigantismus auf Kosten von Zukunft, Lebensgrundlagen und Lebensqualität in den Austragungsregionen zuziehen, den des schlechten Vorbilds noch dazu. Das Bekenntnis des IOC zu ökologisch tragfähigen Konzepten hat nicht nur die Umweltbilanz der Spiele selbst verbessert, sondern stellt auch eine Ermutigung für alle dar, die in den Sportorganisationen, in Vereinen und Verwaltungen Verantwortung tragen, sich für eine bessere Umweltverträglichkeit des Sports einzusetzen. Seitdem hält das IOC sozusagen einen grünen Regenschirm über das zarte Pflänzchen des Umweltengagements im Sport. Die Bedeutung dieser Rolle ist nicht zu unterschätzen.

Gleichwohl sind kritische Fragen erlaubt und angebracht. Das Hauptumweltproblem der Olympischen Spiele wird nicht thematisiert: Der Wechsel des Austragungsorts alle vier Jahre, der immer wieder das komplette infrastrukturelle Angebot verlangt und nach den Spielen Fragen der Nachnutzung aufwirft. Trotz zunehmender Versuche, bereits vorhandene Substanz mitzuverwenden bzw. vorübergehend zur Sportstätte umzubauen, wird doch in der Regel ein großer Teil der gesamten Infrastruktur an Sportstätten und Hotels, das Olympische Dorf und das Pressezentrum sowie Verkehrswege jeweils neu errichtet. Ein Blick auf Peking bestätigt dies. Trotz der begrüßenswerten Forderung des IOC nach nachgewiesener Folgenutzung sind bisher immer wieder „weiße Elefanten“ stehen geblieben, also olympische Bauten, die nach den Spielen nicht oder nur unzureichend genutzt werden. Jüngste schlechte Beispiele finden sich in Athen.

Das Umweltkonzept des IOC ist also nicht umfassend. Es bezieht sich auf bedeutsame, aber nicht auf alle wichtigen Aspekte. Die geforderte Quantität und Qualität beim Hotelangebot, bei der Kapazität von Luft- und Straßenverkehr und anderer Bereiche werden nicht oder nur am Rande auf Umweltauswirkungen hin bewertet. Die Umweltbewertungen gehen zudem nur relativ schwach gewichtet in das Gesamtergebnis ein und werden daher nur in Ausnahmefällen bei der Entscheidung über die Vergabe der Spiele von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Nach den Erfahrungen seit Lillehammer und Sydney scheint es für die Umweltverträglichkeit von Olympischen Spielen neben den Vorgaben des IOC besonders wichtig zu sein, welche Traditionen und Werthaltungen vor Ort bestimmend sind, ob die Bevölkerung vor Ort Umweltverträglichkeit und Naturschutz einfordert oder bleibende Schäden an ihrer alltäglichen Umwelt toleriert. Partnerschaften mit Umweltorganisationen haben sich als wichtiger Pluspunkt erwiesen. So war Greenpeace Australien bei der Planung der Spiele 2000 Motor des Umweltkonzepts, vereinbarte mit dem Organisationskomitee verbindliche Umweltrichtlinien und wachte über deren Einhaltung. Eine solche Kooperation bringt zusätzlichen Sachverstand in die Bewerbung und erleichtert die Akzeptanz in der Bevölkerung.

Unübersehbare Defizite bestehen auch bei der öffentlichen Darstellung der Olympischen Umweltprojekte. Dies mag auch an den Medien liegen. Wenn etwa das Fernsehen in Wettkampfpausen lieber die dritte Wiederholung eines langweiligen Interviews oder einer Zusammenfassung vom Vortag bringt, statt in einem speziellen Beitrag über das Umweltkonzept zu informieren, ist eine große Chance vertan, der Öffentlichkeit einen interessanten Blick hinter die Kulissen zu ermöglichen und so dazu zu ermuti-

gen, im privaten Bereich ähnliches anzupacken. Ob Solaranlage, Energieeinsparung, umweltverträgliche Baustoffe oder eine stärkere Beachtung von Umweltaspekten bei der Urlaubsplanung: aus dem Umweltprogramm Olympischer Spiele lässt sich viel lernen.

Die Spitzensportler und die Offiziellen könnten weit mehr als bisher die Umweltsache des IOC und der Austrichterstädte bekannt machen und dafür werben. Die Öffentlichkeitsarbeit während der Spiele müsste diesen Aspekt weit stärker und immer wieder herausstellen, die reichlich vorhandene Prominenz aus Politik und Gesellschaft könnte das Umweltthema in der besonderen Atmosphäre Olympischer Spiele aufgreifen und populär machen.

Sport als hervorragender Beitrag zu einem gesundheitsbewussten Lebensstil braucht als Vorbild Olympische Spiele mit Umweltbedingungen, die gesund sind und nicht die Gesundheit der Athleten gefährden. Die Bedingungen in Athen waren wegen der Luftverschmutzung insbesondere für die Ausdauersportler bedenklich. Für Peking sind leider noch weit stärkere Bedenken angebracht. Das IOC sollte diesen Aspekten bei der Auswahl künftiger Austragungsorte größere Beachtung schenken.

Olympische Spiele und die Umwelt: Gute Ideen und Wissen sind vorhanden, bessere und schlechtere Erfahrungen sind gemacht, mehr Umweltverträglichkeit ist machbar. Dazu bedarf es aber eines neuen Aufbruchs, des Herausstellens guter Beispiele und ihrer Verallgemeinerung, eine stärkere Akzentuierung des Themas durch das IOC. Nur „Weitermachen“ ist nicht genug.

Von Würgegriffen und Befreiungsschlägen: Eine kleine politische Geschichte der Olympischen Spiele

Andreas Höfer

Die Olympischen Spiele sind das Großfest des Sports, eine Mustermesse der Superlative. Sie stehen für Wettkämpfe auf höchstem Niveau, für Rekorde und Medaillen, für Siege und Niederlagen, Triumphe und Enttäuschungen.

Aber: Die Olympischen Spiele sind viel mehr. Sie sind das größte und bedeutendste regelmäßig wiederkehrende Ereignis unserer Zeit. Sie sind ein Wirtschaftsfaktor sondergleichen, ein Medienereignis erster Güte, ein kulturelles Phänomen und manches mehr. Und nicht zuletzt sind sie natürlich auch ein Politikum. Und letzteres von allem Anfang an.

Ein Fest des menschlichen Frühlings

Indem der Begründer des neuzeitlichen Olympismus, der französische Baron Pierre de Coubertin „keine einfachen Championate, sondern ein Fest des menschlichen Frühlings“ zu etablieren gedachte und seine Idee mit einem ebenso elitären Charakter wie globalem Anspruch verband, waren politische Konflikte programmiert.

Coubertins Zielgruppe war nicht kleiner als die „Jugend der Welt“, die erstmals in der Geschichte die Gelegenheit erhalten sollte, sich regelmäßig zu treffen, sich in einem geschützten Raum friedlich zu begegnen, sich gegenseitig kennenzulernen, um dabei Vorurteile und Misstrauen abzubauen sowie Achtung und Respekt voreinander zu entwickeln. Auf diese Weise sollten die Olympischen Spiele Modellcharakter erhalten und als Beleg für die Möglichkeit einer geregelten und gewaltfreien Lösung von Konflikten dienen. Mehr noch: Indem Coubertin den Sport zu einer gleichsam universalen Weltsprache erhob und eine übergreifende Verbindlichkeit von Regeln propagierte, positionierte er den Olympismus als ein Experimentierfeld für eine Entwicklung, für die man Jahrzehnte später den Begriff „Globalisierung“ einführte.

Ganz in diesem Sinne hatte Coubertin bereits seinen ersten „olympischen Versuchsballon“, den er an einem Novemberabend des Jahres 1892, also gut eineinhalb Jahre vor der am 23. Juni 1894 vollzogenen Gründung der Olympischen Bewegung und des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), im Rahmen eines Vortrages über die „Geschichte und Bedeutung körperlicher Übungen“ an der Pariser Sorbonne starten ließ, in dem Aufruf gipfeln lassen:

„Lassen Sie uns Ruderer, Läufer, Fechter ins Ausland senden; das ist das wahre Freihandelssystem der Zukunft, und an dem Tag, an dem es in die Sitten des alten Europa eingedrungen sein wird, wird der Sache des Friedens eine neue und mächtige Stütze erwachsen sein.“

Damit war der Friedensgedanke, den Coubertin im übrigen mit Begriffen wie Demokratie, Moral oder sozialer Gerechtigkeit assoziierte, zu einem tragenden Element einer übergreifenden, eben Olympischen Idee erhoben, die bis heute einen zentralen Angelpunkt für Faszination und Legitimation der Olympischen Spiele darstellt.

Ein olympisches Erbe

Freilich ist Coubertins olympisches Erbe nicht nur ein Wechsel auf eine gute oder noch bessere Zukunft, sondern es stellt auch eine Hypothek dar. Ist nämlich eine „friedliche und bessere Welt“ der Bezugspunkt, so wie nach wie vor als eines der „fundamentalen Prinzipien“ der Olympischen Bewegung in der Olympischen Charta fixiert, ist die Idee als Utopie deklariert und

eine Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit, ja ein Scheitern impliziert.

So ist es schwerlich nachzuweisen, ob und inwiefern die Olympische Bewegung in ihrer inzwischen weit mehr als hundert Jahre umfassenden Geschichte tatsächlich einen Beitrag zu Frieden und Völkerverständigung oder zum gesellschaftlichen Fortschritt zu leisten vermochte, während umgekehrt der Einfluss von Krieg und Gewalt – oder allgemeiner formuliert, der Politik – auf die olympische Sache an vielen Beispielen festgemacht werden kann.

Wohl kaum sind je Kriege verhindert, beendet oder auch nur unterbrochen worden aufgrund oder aus Anlass der Spiele, während selbige bereits dreimal – 1916, 1940 und 1944 – Kriegen zum Opfer fielen. Schon diese Ausfall-Erscheinungen – weit gravierender übrigens als solche in der mehr als tausendjährigen (!) Geschichte des antiken Vorbilds – mögen als Beleg für den historischen Befund genügen, dass sich die Verantwortlichen für das neuzeitliche Großsportfest immer wieder der Macht des Faktischen zu beugen hatten.

Schon bei der Premiere, 1896 in Athen, war der Sport nicht ohne Politik zu haben. Hier kam etwa die „Erbfeindschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich zum Tragen, die es der Deutschen Turnerschaft, seinerzeit der weltweit größte „Fachverband“ für Leibesübungen, unmöglich erscheinen ließ, dem „französischen Projekt“ auch nur ansatzweise Positives abzugewinnen. Umso ärgerlicher für die „Funktionäre“, dass sich einige der profiliertesten „Enkel“ von Turnvater Jahn nicht in die patriotische Pflicht nehmen ließen, sondern sich allen Verunglimpfungen und eines angedrohten Bannstrahls zum Trotz auf den beschwerlichen Weg machten, um in Athen die ersten olympischen Medaillen für Deutschland zu gewinnen.

Ein wirklicher „Friede zwischen Turnen und Sport“ wurde erst vierzig Jahre später, zudem „von oben“ verordnet vollzogen, als der olympische Wanderzirkus erstmals in deutschen Landen gastierte. 1931 nach Garmisch-Partenkirchen und Berlin vergeben, war es eine fatale Koinzidenz der Zeitläufte, dass die Spiele in die Hände der Nazis fielen, die sie nach anfänglicher Skepsis als ein Geschenk der Geschichte willkommen hießen. So wurden die vermeintlichen Friedensfeste des Jahres 1936 zu „Spielen unterm Hakenkreuz“ umfunktioniert. Dem perfiden Kalkül der Machthaber entsprechend wurden sie, typisch deutsch, brillant organisiert sowie höchst eindrucksvoll in Szene gesetzt, um somit das wahre Gesicht der skrupellosen Machthaber zumindest auf Zeit zu verschleiern. Als der Schleier dann gelüftet wurde, bestand alsbald kein Zweifel mehr daran, dass sich die Jugend der Welt fortan auf anderen „Feldern der Ehre“ begegnen und das olympische Feuer nicht vier, sondern zwölf Jahre erloschen bleiben sollte.

Ersatz- und Stellvertreterkriege

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war die Welt, auch die des Sports in einem neuen Koordinatensystem verortet. Dabei spiegelte sich die Teilung in Ost und West, in Gut und Böse oder umgekehrt, nicht zuletzt in der Arena wider. Gerade die olympische Bühne mutierte zu einem Schauplatz kalter Ersatz- und Stellvertreterkriege.

Waren die Olympischen Spiele ohnehin nie nur Begegnungen zwischen Athletinnen und Athleten, sondern seit jeher auch ein Wettkampf der Nationen, entwickelten sie sich nun mehr und mehr zu einem Schlachtfeld der Systeme und Weltanschauungen. Angesichts einer massiven Einflussnahme der Politstrategen sah sich das IOC zu einem permanenten Krisenmanagement zwischen Hoffen und Bangen genötigt.

Manche als Tribut an die olympischen Werte deklarierten „Sonderwege“ und Gratwanderungen erwiesen sich als faule Kompromisse, die immerhin den Zweck heiligten, trotz aller Widrigkeiten die Spiele am Leben zu erhalten, selbst wenn dabei die Idee bisweilen auf der Strecke bleiben musste.

Als Paradebeispiel lassen sich die „Querelle d’allemand“ anführen, das ewige Gerangel um die Frage der Vertretung des geteilten Deutschlands in der Olympischen Bewegung. Im Rückblick mag es schon grotesk anmuten, dass noch 1964, also drei Jahre nach der Errichtung der Mauer in Berlin, beide Staaten vom IOC zur Bildung einer gemeinsamen Olympiamannschaft gezwungen wurden, bevor dann 1968 eine gut zwanzig Jahre währende Zeit der „doppelten Deutschen“ begann.

Eine im Prinzip vergleichbare Problematik betraf im übrigen auch China. So verweigerte die Volksrepublik bis 1980 (!) die Beteiligung an den Olympischen Spielen, weil das IOC dem aus Pekinger Sicht abtrünnigen „Nicht-Staat“ Taiwan Zugang gewährt hatte. Von daher verbuchte das „Reich der Mitte“ erst 1984 erstmals olympisches Gold, und zwar durch einen gewissen Xu Haifeng, den Sieger im Wettbewerb der – Pistolenschützen. Inzwischen hat sich die Volksrepublik China längst zur sportlichen Großmacht und zum olympischen Gastgeber aufgeschwungen, und damit – siehe unten – der Olympischen Bewegung nicht nur eine Bereicherung, sondern auch ein Problem beschert.

The Games must go on

Vor eine echte Zerreißprobe sah sich die Olympische Bewegung vier Jahre später gestellt, als München zu einem Schauplatz und Symbol des Terrors wurde und die „heiteren Spiele“ einen Trauerflor und einen bleibenden Makel erhielten. Im Morgengrauen des 5. Septembers waren als Sportler „getarnte“ arabische Attentäter ins Olympische Dorf eingedrungen, um Mitglieder der israelischen Mannschaft als Faustpfand ihrer Forderung nach Freilassung inhaftierter Gesinnungsgenossen zu nehmen.

Zwei Widerstand leistende Athleten wurden sofort erschossen, die übrigen neun Gefangenen kamen ebenso wie fünf der acht Geiselnnehmer und ein deutscher Polizist bei einem fatal gescheiterten Befreiungsversuch auf dem Flughafen von Fürstenfeldbruck ums Leben. Die mit dieser menschlichen und politischen Katastrophe aufgeworfene Frage nach der olympischen Zukunft beantwortete IOC-Präsident Avery Brundage im Rahmen der Trauerfeier für die Opfer mit der gleichsam fatalistischen Beschwörungsformel: „The Games must go on!“

Dass die Spiele tatsächlich weitergingen, kann aus heutiger Sicht als eine glückliche Fügung bezeichnet werden. Seinerzeit aber erschien ihr Ende durchaus als eine historische Option. Schließlich entwickelte die Krise eine Eigendynamik, die ihren beredten Ausdruck schon darin fand, dass Los Angeles 1978 als der weltweit einzige (!) Bewerber für die Ausrichtung der Spiele von 1984 zur Verfügung stand. Wer konnte schon ahnen, dass gerade diese Spiele den Weg zu neuen olympischen Ufern weisen sollten.

Aus der Krise wächst die Kraft

Zwar stand das Sportfest zum dritten Mal hintereinander im Zeichen des Boykotts – 1976 waren verschiedene afrikanische Staaten vor dem Hintergrund der Südafrika- bzw. Apartheid-Frage noch vor der Eröffnung abgereist; in Moskau hatten die USA und viele andere westliche Staaten wie die Bundesrepublik ihrem Protest gegen den Einmarsch der Roten Armee in Afghanistan durch Fernbleiben Ausdruck verliehen und damit einer Revanche der Sowjetunion und ihrer Parteigänger vier Jahre später den Boden bereitet -, doch wurden sie trotzdem, vielleicht gerade deswegen ein grandioser Erfolg. Und dies nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht.

Erstmals rein privatwirtschaftlich finanziert, wurde der gewaltige Aufwand der Organisatoren unerwarteterweise durch ein Plus in der Abschlussbilanz belohnt, was exorbitant gestiegenen Einnahmen aus dem Verkauf der Übertragungs- und Werberechte zu danken war. Plötzlich verband sich die Durchführung des Großereignisses – bis dahin ein risikobehaftetes Verlustgeschäft - mit der Aussicht auf Gewinn, was alsbald zu einem signifikanten Anstieg des Interesses potentieller Ausrichter führte. Es war die Initialzündung für einen bis heute anhaltenden Boom der olympischen Sache.

Hinzu kam der historische Glücksfall der Jahre 1989/90: Mit der Öffnung der Mauer und dem Ende des Ost-West-Konflikts war auch der olympische Sport urplötzlich aus einem Würgegriff der Politik befreit. Freilich wusste die Olympische Bewegung unter der Führung ihres 1980 gewählten Präsidenten Juan Antonio Samaranch den neuen Handlungsspielraum konsequent zu nutzen.

Die Öffnung der Spiele für Profis sowie eine allen Regeln der Kunst genügende Marketing-Strategie führte zu Wachstumsraten, von denen börsennotierte internationale Großkonzerne meist nur träumen konnten. Das stetig steigende Interesse der Massenmedien tat ein übriges. Freilich – jede, auch die olympische Medaille weist eben zwei Seiten auf - begab man sich auch in neue Abhängigkeiten.

Inzwischen zählt die olympische Familie mehr Mitglieder als die UNO. Für die Spiele in Peking wurden 205 Nationale Olympische Komitees eingeladen. Mit mehr als zehntausend Aktiven wird gerechnet. Etwa zweieinhalb Mal so viele Journalisten werden eine Akkreditierung erhalten und über zwei Milliarden Menschen vor den Fernsehschirmen dieser Welt vereinigt sein, wenn am 8. August die Spiele der 29. Olympiade eröffnet werden.

Gewissensfragen

Alles eitel olympischer Sonnenschein also. Oder nicht? Wäre der Austragungsort der kommenden Spiele Sydney oder Stockholm, vielleicht auch Moskau oder Los Angeles, dürften im Großen und Ganzen wenig Zweifel bestehen. Von Peking freilich kann dies nicht behauptet werden. Im Gegenteil. Schon die Vergabe der Spiele im Jahr 2001 rief viele Skeptiker und Kritiker auf den Plan, die nicht zuletzt auf die Problematik der Menschenrechte abhoben.

So wurde die Frage aufgeworfen, ob man die Spiele überhaupt in ein Land vergeben darf und soll, das nachweislich gravierende Defizite im Sinne humaner, also auch olympischer Werte und Haltungen aufweist. Hiermit ist in erster Linie das IOC angesprochen, dem als „Besitzer“ der Spiele die alleinige Entscheidungsgewalt und damit auch die Verantwortung zukommt.

Wenn mit den Protesten in Tibet und den entsprechenden Reaktionen der Staatsmacht nach langer Zeit wieder einmal die Alternative „Teilnehmen oder Fernbleiben“ diskutiert wird, sind die Nationalen Olympischen Komitees, aber auch jede und jeder einzelne Aktive, Trainer, Funktionäre und Journalisten sowie letztlich jeder angesprochen, der sich für die Eröffnungs- und Schlussfeier und das olympische Geschehen dazwischen interessiert und vor Ort oder zu Hause daran teilzunehmen gedenkt. Hier die richtige, auch nur eine gute Entscheidung zu treffen, ist schwierig und nicht zuletzt Gewissenssache.

Ein ungutes Gefühl mag einen aber so oder so beschleichen. Wenn schon die Entzündung des Feuers im idyllisch und jenseits aller Epizentren der Weltpolitik gelegenen griechischen Olympia, mithin ein Monate vor der Eröffnung der Spiele vollzogener harmloser Akt olympischer Folklore, Pressemeldungen zufolge von 1.000 (!) Polizisten geschützt werden musste, darf man sich fragen, wie viel Personal und Technik erst am Ort des eigentlichen Geschehens für die Aufrechterhaltung der Illusion einer

umfassenden Sicherheit vonnöten sein mag.

Dieses an sich marginale Detail der hier vorgestellten kleinen Geschichte von Sport und Politik belegt: Die Olympischen Spiele sind ein Spiegel der Welt und der Zeit, in der wir leben. Sie repräsentierten das Gute und das Schlechte, Chancen und Risiken, Errungenschaften und Fehlschläge. Sie stehen für die Größe und die Beschränktheit der menschlichen Spezies, für die Hoffnung auf eine gute Zukunft und für die damit verbundene Ungewissheit.

Dies war so und ist so, und so wird es bis auf weiteres wohl auch bleiben. Leider. Hoffentlich!

Die Akteure bei Olympischen Spielen

Steffen Haffner

Olympische Spiele – das sind vor allem die Athleten, die sie prägen: Helden, Idole, Vorbilder, auch Betrüger. Die Geschichte der Spiele der Neuzeit wird lebendig in den Geschichten ihrer Sportler, die selbst zu Legenden wurden. Wie der griechische Bauernsohn und Wasserträger Spyridon Louis, der 1896 bei den ersten Spielen in Athen auf der ungefähr 40 Kilometer langen Strecke zwischen Marathon und Athen den ersten Marathonlauf in knapp drei Stunden gewann. Dass er sich unterwegs mit einem Glas Wein gestärkt haben soll, ist wohl eine Mär.

Jim Thorpe, mit dem Indianernamen Wa-Tho-Huck, „heller Pfad“, gehört zu den strahlendsten und zugleich tragischsten Figuren der olympischen Historie. Dem damals 24jährigen Amerikaner gratulierte 1912 in Stockholm nach seinen Siegen im Fünf- und im Zehnkampf der schwedische König Gustav V. mit den Worten: „Sie, mein Herr, sind der größte Athlet der Welt.“ Thorpe antwortete knapp: „Danke, König!“ Ein Jahr später erkannte ihm das IOC seine Medaillen ab, weil er 1909 eine Zeitlang als Baseball-Profi gespielt hatte und damit nach den Amateurbestimmungen bei den Olympischen Spielen nicht teilnahmeberechtigt gewesen wäre. Erst 1983, dreißig Jahre nach seinem Tode, wurde er rehabilitiert.

Der finnische Läufer Paavo Nurmi, genannt „der Schweiger“, gewann zwischen 1920 und 1928 neun Goldmedaillen auf den Strecken von 1500 m bis zum Marathonlauf und stellte 24 Weltrekorde auf. Auch er fiel der Jagd auf Amateursünder zum Opfer. Wegen einer überhöhten Reisekostenabrechnung sperrte ihn das IOC 1932 noch vor den Spielen von Los Angeles lebenslang. Der Mann, der beim Laufen stets seine Stoppuhr mit sich führte, reagierte verbittert. Er starb 1973 halbseitig gelähmt und erblindet in Einsamkeit.

Der Amerikaner Johnny Weissmueller, mit dem Namen Peter John Weissmüller als Sohn deutschstämmiger Banater Schwaben 1904 im damaligen Königreich Ungarn geboren, ist vor allem als Tarzan auf der Kinoleinwand mit seinem Urwaldschrei im Gedächtnis. Dabei gehört der ungeschlagene Freistil-Schwimmer mit fünf Goldmedaillen 1924 in Paris und 1928 in Amsterdam sowie offiziell 51, wahrscheinlich sogar 67 Weltrekorden zu den herausragenden Olympioniken.

Sein farbiger Landsmann Jesse Owens, der 1936 in Berlin im 100- und 200-Meter-Lauf, mit der Sprintstaffel und im Weitsprung siegte, störte empfindlich das Propagandabild der Nazis von der Überlegenheit der weißen Rasse. Er selbst dementierte die Legende, dass Adolf Hitler ihm den Handschlag verweigert habe. Vielmehr war dem Machthaber, der zuvor die deutsche Speerwurf-Siegerin Tilly Fleischer in seiner Loge empfangen hatte, vom IOC bedeutet worden, dass diese Art von Gratulation gegen das Protokoll verstieß. Der Olympiazweite im Weitsprung Luz Long aus Leipzig, der 1943 im Krieg fiel, hatte Owens übrigens mit einem Tipp für den Anlauf vor einem Scheitern in der Qualifikation des Weitsprungs bewahrt. Der Amerikaner verdiente nach den Spielen unter anderem Geld damit, dass er gegen Rennpferde antrat und gewann.

Ursprünglich war Halla ein Rennpferd, bevor sie 1956 bei den Olympischen Reiterspielen von Stockholm im zweiten Durchgang der Einzel- und Mannschaftsentscheidung im Springreiten den stark an der Leiste verletzten und kaum mehr handlungsfähigen Hans-Günter Winkler fehlerfrei zum Sieg trug. Seitdem gehört die Wunderstute zu den großen olympischen Legenden und der heute 81jährige Wuppertaler Springreiter mit fünf Goldmedaillen zu den bedeutendsten olympischen Persönlichkeiten. Der Dressurreiter Dr. Reiner Klimke aus Münster brachte es zwischen 1964 und 1988 sogar auf sechs Olympiasiege.

Die unterschiedlichsten Charaktere haben es auf den Olymp geschafft: Lebensfrohe Typen wie der Österreicher Toni Sailer, der 1956 alle drei alpinen Skirennen von Cortina d'Ampezzo überlegen gewann. „Blitz aus Kitz“ nannten sie den Tiroler, der später in Filmkomödien und als Schlagersänger auftrat. Zwölf Jahre danach in Grenoble gewann der elegante französische Skirennfahrer Jean-Claude Killy ebenfalls dreimal Gold.

Geradezu verschüchtert wirkte dagegen der 23jährige ehemalige Schwarzwälder Hütebub Georg Thoma, der 1960 in Squaw Valley als Sieger in der Nordischen Kombination sensationell in die Domäne der Norweger einbrach und als „Gold-Jörgli“ umjubelt wurde. Damit begann eine deutsche Erfolgsserie mit

dem Allgäuer Franz Keller (1968) und dem dreimaligen Olympiasieger Ulrich Wehling aus der DDR (1972 bis 1980). Bescheiden, aber doch schon selbstbewusster als Thoma war der Thüringer Helmut Recknagel, der ebenfalls im „Tal der Indianerin“ das Skispringen vor den sieggewohnten Skandinaviern gewann und seinem späten Nachfolger, dem Erzgebirgler Jens Weißflog (Einzelfgold 1984 und 1994), den Weg wies.

Im gleichen Jahr brachte der deutsche 100-Meter-Weltrekordler Armin Hary in Rom nach einem angeblichen Fehlstart das Kunststück fertig, beim zweiten Versuch in 10,2 Sekunden den starken Amerikaner Dave Sime und den Engländer Peter Radford zu bezwingen. Seine ungewöhnliche Reaktionsfähigkeit stellte die Zeitnehmer bei der Handstoppung immer wieder vor Probleme. So schon vor den Spielen bei seinem Weltrekordlauf von 10,0 Sekunden auf der Aschenbahn von Zürich, eine Zeit, die dem Saarländer im ersten Lauf wegen eines vermeintlichen Fehlstarts nicht anerkannt wurde. Hary fiel eine zweite Goldmedaille in der Sprintstaffel zu, nachdem die Amerikaner wegen eines Wechselfehlers disqualifiziert wurden. Schlussläufer der Deutschen war übrigens der Kölner Martin Lauer, Weltrekordler im 110-Meter-Hürden-Lauf und im Zehnkampf, den wenig später eine lebensbedrohende Blutvergiftung um weitere sicher scheinende olympische Triumphe brachte.

Karl Adam hat es als Trainer geschafft zur Legende zu werden, indem er die deutsche Ruderflotte mit neuen Trainingsmethoden in Rom zu drei Olympiasiegen führte. Das war zugleich die Geburtsstunde des „Deutschland-Achters“ und der Beginn einer langen deutschen Erfolgsserie. Der Pfälzer Ringer Wilfried Dietrich, der 1960 Gold im Schwergewicht erkämpft hatte, bestätigte im Superschwergewicht zwölf Jahre später in München seinen Ruf als „Kran von Schifferstadt“. Da blieb er als Vierter zwar ohne Medaille, doch als legendär bleibt im Gedächtnis, wie er den amerikanischen 198-Kilo-Koloss Chris Taylor auf die Schultern zwang. Eine olympische Legende besonderer Art schrieb der Äthiopier Abebe Bikila, der 1960 im Marathon barfuß allen davonlief und 1964 in Tokio, dann in Laufschuhen, diesen Erfolg wiederholte. So gab er das Signal zum Siegeszug der afrikanischen Mittel- und Langstreckenläufer, allen voran der Kenianer und Äthiopier. Ein Doppelerfolg wie dem Afrikaner gelang allein Waldemar Cierpinski, der 1976 in Montreal und 1980 in Moskau den Marathon gewann. Aus deutscher Sicht ist von den Spielen in Tokio vor allem in Erinnerung, wie sich der Norddeutsche Willi Holdorf ins Ziel des 1500-Meter-Laufs warf und so als erster Deutscher Olympiasieger im Zehnkampf wurde. 24 Jahre später tat es ihm der Rostocker Modellathlet Christian Schenk in Seoul gleich.

1968 in der dünnen Höhenluft von Mexiko glückte dem Amerikaner Bob Beamon sein viel bestaunter Jahrhundert(weit)sprung auf 8,90 Meter. Und sein Landsmann Dick Fosbury, vorher belächelt, überwand im neuen Rückwärts-Flop 2,24 Meter und wurde überraschend Olympiasieger. Kaum jemand ahnte, dass dies der Beginn des Hochsprung-Stils der Zukunft war. Ein Amerikaner, Mark Spitz, war es auch, der 1972 in München zur Rekordausbeute von sieben Goldmedaillen schwamm. Ebenfalls sieben Olympiasiege errangen in der Summe der elegante ostdeutsche Rückenschwimmer Roland Matthes (1968 und 1972 viermal Gold) und der Westdeutsche Michael Groß (1984 und 1988 zweimal Schmetterling, einmal Freistil), der wegen seiner Arm-Spannweite von 2,13 Meter „Albatros“ genannt wurde.

Der amerikanische Leichtathlet Carl Lewis übertraf Spitz sogar um zwei Siege und schloss so zum Rekord-Goldmedaillensammler Nurmi auf. Der Sprinter und Weitspringer tat es 1984 in Los Angeles mit vier Olympiasiegen Jesse Owens gleich. Das neunte Gold fiel ihm erst nach den Spielen von Seoul 1988 zu, wo der kanadische 100-Meter-Sieger Ben Johnson wegen der Einnahme verbotener Anabolika disqualifiziert worden war.

Die Olympischen Spiele sind heute ohne die gleichberechtigte Rolle der Frauen, die inzwischen in fast allen Disziplinen der Männer bis hin zum Marathon (Premiere 1984 mit der amerikanischen Siegerin Joan Benoit) Fußball oder Ringen um Medaillen kämpfen, nicht mehr denkbar. Da ist es kaum mehr vorstellbar, dass die ersten Spiele 1896 in Athen ohne weibliche Beteiligung stattfanden. Dem französischen Baron Pierre de Coubertin, dem Begründer der modernen Spiele, war es vor allem darum gegangen, die männliche Jugend körperlich und moralisch zu ertüchtigen. Frauen im Wettkampf-Programm wollte er zeit lebens nicht akzeptieren. Im Verständnis des IOC kam den vereinzelt auftretenden Damen eher eine dekorative Rolle zu. So der fünfmaligen englischen Wimbledon-Siegerin Charlotte Cooper, die 1900 in Paris Olympiasiegerin im Dameneinzel und im Mixed wurde. Acht Jahre später in London wurden die ersten Medaillen an Eiskunstläuferinnen vergeben, im Rahmen der Sommerspiele. Denn die Winterspiele feierten erst 1924 in Chamonix in Frankreich ihre Premiere.

1912 in Stockholm durften die ersten Schwimmerinnen über 100 Meter Freistil um olympische Ehren kämpfen, dazu zeigten die Damen erstmals im Turmspringen Mut und Können. Suzanne Lenglen, genannt „die Göttliche“, verließ 1920 den Spielen von Antwerpen Glanz, bei denen sie beim Tennis im Einzel und Mixed triumphierte. Die Französin, die vor allem als sechsmalige Wimbledonssiegerin Furor machte, wandelte seinerzeit mit ihren modischen Extravaganzen oft am Rande des Skandals.

Erst 1928 in Amsterdam betraten die Turnerinnen, allein zum Mannschafts-Wettbewerb, die olympische Bühne. Ebenso die Leichtathletinnen, die in fünf Disziplinen ihre Kräfte maßen. Die Deutsche Lina Radke-Batschauer gewann den 800-Meter-Lauf, der gleich wieder aus dem Programm genommen wurde, um – wie man damals glaubte – die Frauen nicht zu überfordern. In Holland begann auch die Ära der norwegischen Eiskunstläuferin Sonja Henie, die dreimal hintereinander Gold gewann. Der modebewusste erste olympische Showstar, der 1936 bei den Winterspielen von Garmisch-Partenkirchen von Adolf Hitler mit den Eltern auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden eingeladen wurde, trat nach dem Karriere-Ende in Eisrevuen und einer ganzen Reihe von Hollywood-Filmen auf. Die Osloerin war somit eine frühe Vorläuferin von Katarina Witt, die 1984 und 1988 Gold für die DDR gewann und die das Time-Magazine als das „schönste Gesicht des Sozialismus“ bezeichnete. Nach der politischen Wende sorgte die Ostdeutsche als Glamourgirl unter anderem mit Nacktfotos im Playboy für Aufsehen.

1936 in Garmisch-Partenkirchen feierten die Skiläuferinnen ihr Debüt. Christl Cranz, die im Abfahrtslauf gestürzt war, gewann nach zwei überragenden Slalom-Fahrten noch die Alpine Kombination, den einzigen Ski-Wettbewerb. Mit insgesamt zwölf Weltmeistertiteln ist die Deutsche nach wie vor die erfolgreichste Skirennläuferin der Geschichte. Wie die Olympiasiegerinnen von Berlin Gisela Mauermeier (Diskus) und Tilly Fleischer (Speer) galt sie als Sympathisantin der Nationalsozialisten. Bei den Sommerspielen 1936 gewann Helene Mayer die Silbermedaille im Fechten. Die „blonde He“ war 1933 wegen ihrer jüdischen Herkunft aus dem Offenbacher Fechtclub ausgeschlossen worden und nach Amerika emigriert. Ihre Teilnahme diente den Nazis als Alibi, während die jüdische Hochspringerin Gretel Bergmann trotz ihrer Weltklasseleistung nicht in die deutsche Olympiamannschaft berufen wurde.

1948 in London bei den ersten Sommerspielen nach dem Krieg lief die Holländerin „Fanny“ Blankers-Koen, die „fliegende Hausfrau“, zu vier Olympiasiegen über 100 und 200 Meter, in der Sprintstaffel und im 80-Meter-Hürdenlauf. Zwölf Jahre später wurde die dreifach siegreiche Sprinterin Wilma Rudolph, die mit vier Jahren an Kinderlähmung erkrankt war, wegen ihres ästhetischen Laufstils als „schwarze Gazelle“ gefeiert. Im optisch reizvollen Kontrast war der Amerikanerin die blonde, langbeinige Hannoveranerin Jutta Heine im 200-Meter-Sprint und in der Staffel auf den Fersen.

In den sechziger Jahren führte der Auftritt von transsexuellen Athleten vorübergehend zu einer Verunsicherung. Zum Beispiel

wurden die sowjetische Diskuswerferin Tamara Press sowie ihre Schwester Irina, Hürdensprinterin und Mehrkämpferin, in der Szene als „Press-Brothers“ bezeichnet. Diese Erscheinung wurde mit der Einführung von Geschlechtstests schnell beendet, bevor die Vermännlichung durch Hormondoping in den siebziger Jahre Einzug in den Leistungssport der Frauen hielt.

1972 in München wurde die zierliche sowjetische Turnerin Olga Korbut bei ihren vier Olympiasiegen als „Spatz von Minsk“ gefeiert. Die Rumänin Nadia Comaneci, die 1976 in Montreal und 1980 in Moskau fünfmal Gold gewann, verkörperte einen ähnlichen Typus, bevor der Trend zu kleinwüchsigen Aufziehpuppen das „Frauen-Turnen“ pervertierte. Als ein dramatischer Höhepunkt der Münchner Spiele ist im Gedächtnis, wie die westdeutsche Weitsprungsiegerin Heide Rosendahl als Schlussläuferin der 4 mal-100-Meter-Staffel die ostdeutsche Doppel-Olympiasiegerin Renate Stecher bezwang. Mit im Siegesquartett Ingrid Mickler-Becker, die 1968 in Mexiko den Fünfkampf gewonnen hatte, und Annegret Richter, die vier Jahre später Renate Stecher im 100-Meter-Lauf bezwingen sollte.

Die schönsten Stunden bereitete 1972 die sechzehnjährige Hochspringerin Ulrike Meyfarth dem Publikum, die mit ihren unbekümmerten Flügen sensationell Gold gewann. Wenige Stunden später überfielen palästinensische Terroristen die israelische Olympiamannschaft. Sie verdüsterten die heiteren Spiele von München und legten dauerhaft einen schweren Schatten auf Olympia. Ulrike Meyfarth aber, die vier Jahre später in Montreal in der Qualifikation scheiterte und 1980 wegen des Olympiaboykotts von Moskau um ihre Chance kam, triumphierte 1984 in Los Angeles ein zweites Mal. Ähnlich dauerhaft bleibt Rosi Mittermaier mit ihren begeisterten Rennen in Erinnerung, mit denen sie 1976 in Innsbruck zweimal Gold und einmal Silber einfuhr. Und die deutschen Fans sangen: „Rosi, Rosi, noch einmal...“

Heike Drechsler, als Spitzenathletin im Sprint, Weitsprung und Mehrkampf ein Aushängeschild der DDR, wurde auch im vereinten Deutschland mit zwei Goldmedaillen im Weitsprung (1992 und 2000) ein Star. Ebenso wie die Kanutin Birgit Fischer, die zwischen 1980 und 2004 bei sechs Sommerspielen acht Olympiasiege erkämpfte. Die Kenntnis vom flächendeckenden Doping in der DDR lässt freilich manche Erfolge, wie zum Beispiel auch den sechsfachen Schwimmtriumph von Kristin Otto in Seoul 1988, zweifelhaft erscheinen.

1988 in Korea wurde Steffi Graf, die insgesamt siebenmal Wimbledon gewann, Tennis-Olympiasiegerin und sicherte sich am Ende des Jahres sogar den „Golden Slam“: Neben dem olym-

pischen Gold hatte Steffi Graf 1988 den „Grand Slam“ gewonnen, die vier bedeutendsten Tennisturniere. Sie war damit die erste Profisportlerin, die olympisches Gold holte. Das IOC hatte 1981 beim Olympischen Kongress von Baden-Baden die Tür für Berufsathleten geöffnet und damit das doppelbödige Amateur-Zeitalter, in dem verbotene Geldzahlungen unter dem Tisch verbreitet waren, beendet. Coubertin hatte den Amateur-Paragraphen nach dem Vorbild des englischen „Gentleman-Sports“ eingeführt, mit dem sich die britische Upperclass gegen die Proletarier abzuschotten suchte. Zu den Sportlern, die für Verstöße gegen die Bestimmungen sanktioniert wurden, gehörte das deutsche Eiskunstlauf-Paar Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler. Den Olympiazweiten von Innsbruck 1964 wurde die Silbermedaille aberkannt, weil sie noch vor den Spielen einen Profivertrag unterschrieben hatten. 1987 wurden sie vom IOC rehabilitiert. 1972 in Sapporo wurde das österreichische Ski-Idol Karl Schranz auf Betreiben des rigorosen IOC-Präsidenten Avery Brundage wegen einer Kaffeereklame von den Winterspielen ausgeschlossen. Bei seiner Rückkehr feierten den mehrmaligen Weltmeister rund 100 000 Menschen in Wien. 1988 entschuldigte sich das IOC bei ihm mit einer olympischen Ehren-Medaille.

1992 in Barcelona hielt der Profisport endgültig Einzug in die Olympischen Spiele. Dafür steht vor allem das „Dream Team“, gebildet aus Profis der US-amerikanischen Basketball-Liga NBA. Die beiden deutschen Wimbledonieger Boris Becker und Michael Stich gewannen Gold im Doppel. Im Jahr 2000 reihte sich der heute unter Dopingverdacht stehende Radrennfahrer Jan Ullrich, 1997 Gewinner der Tour de France, bei den Sommerspielen von Sydney unter die Olympiasieger ein. Eines von vielen Beispielen dafür, dass die Professionalisierung Olympias zu einer Verschärfung der Doping-Problematik führte.

Für eine zündende Pointe des olympischen Wandels vom Amateursport zum Berufsathletentum sorgte Muhammad Ali. Nach den Spielen von Rom 1960 soll der Amerikaner noch unter seinem ursprünglichen Namen Cassius Clay seine im Halbschwergewicht gewonnene Goldmedaille wegen rassistischer Diffamierung in den Ohio River geworfen haben. Diese Geschichte, die er selbst in einer Autobiographie verbreitete, hat er inzwischen dementiert. Aus der weggeworfenen ist mittlerweile eine verlorene Medaille geworden. 1996 in Atlanta rührte der an Parkinson erkrankte Boxer ein Milliarden-Publikum, als er mit zitternder Hand das Olympische Feuer entfachte. Eine Geste mit Symbolwert.

Das olympische Wettkampfprogramm

Karl Lennartz

Bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking werden im Rahmen von 28 olympischen Sportarten in 302 Disziplinen Medaillen vergeben. Die Veranstalter der ersten Spiele 1896 in Athen kamen hingegen noch mit 43 Disziplinen in 9 Sportarten aus.

Diese Ausweitung des olympischen Wettkampfprogramms hat zwei Hauptgründe: Zum einen waren und sind sowohl medial attraktiv inszenierbare Sportarten wie Beachvolleyball als auch sich weltweit etablierende neue Sportarten für das IOC von Interesse, um den sportlichen Führungsanspruch des Weltfestes zu sichern. Zum anderen führte die zunehmende Gleichberechtigung der Frauen im Laufe der Zeit dazu, dass heute nur noch die olympische Sportart Boxen den Männern vorbehalten ist. In allen anderen Sportarten wurden die Frauen nach und nach zugelassen und erweiterten so das olympische Wettkampfprogramm. Im Synchronschwimmen und in der Rhythmischen Sportgymnastik sind es sogar nur Frauen, die an den Start gehen!

Nicht nur das starke Anwachsen der Zahl der olympischen Wettbewerbe ist ein spannendes Phänomen, interessant ist auch die Entwicklung zum heute standardisierten Programm. Denn über die Jahrzehnte tauchten immer wieder „exotische“ Sportarten bei den Olympischen Spielen auf, die dann aber auch schnell wieder verschwanden. Der Grund: In der Frühzeit der Spiele nahm auch das jeweilige Organisationskomitee – und nicht wie heute allein das IOC – auf das Wettkampfprogramm Einfluss, daher finden sich – vor allem in den ersten 30 Jahren – einige sportliche Skurrilitäten.

Wer weiß zum Beispiel noch, dass Boule (1900), das wir vom Frankreichurlaub als Freizeitbeschäftigung älterer Männer kennen, Krocket (1900), das heute Kinder- oder Partygäste vor dem Grillvergnügen auf dem Rasen spielen, Roque (1904), Krocket auf Asphalt, Jeu de Paume (1900) oder Raquets (1908), mittelalterliche Vorläufer des Tennis, einmal olympisch waren? Auch Golf (1900, 1904), Pelota (1900), Rugby (1900, 1908, 1920, 1924), Lacrosse (1904, 1908) und Polo (1900, 1908, 1920, 1924, 1936) wurden gespielt. Um olympische Ehren kämpften Ballonflieger (1900), Auto- und Motorrad- (1900) sowie Motorbootrennfahrer (1900, 1908). In den vier Jahren vor den Spielen wurden Goldmedaillen für die beste Leistung im Bergsteigen (1924, 1932, 1936) und im Segelfliegen (1936) vergeben.

Warum konnten sich Golf und Rugby, heute weltweit verbreitete und angesehene Sportarten, nicht dauerhaft etablieren? In den 1920er Jahren ließ das IOC nur noch Sportarten zu, die von ei-

nem Weltverband vertreten waren. Dies traf für die beiden genannten damals noch nicht zu. Bei den traditionellen Sportarten wurden zahlreiche Disziplinen ausgetragen, an die sich heute kaum jemand erinnert und über die oft geschmunzelt wird, wenn sie im Fernsehen gezeigt werden. Besonders viel experimentiert wurde in der Leichtathletik, im Turnen, Schießen und Segeln, hin und wieder im Gewichtheben, Fechten, Schwimmen und Reiten. Die Werfer konnten 1912 in Stockholm mehrmals antreten. Im Kugelstoßen, Diskus- und Speerwerfen durften sie mit dem „besseren“ Arm und dann noch einmal mit dem linken und dem rechten das Wurfgerät schleudern. Dabei wurde die beste Leistung rechts zu der besten links addiert. Bei den Olympischen „Zwischenspielen“ 1906 in Athen und auch 1908 in London wurde der Diskus sowohl im „freien Stil“ als auch von einem kleinen schrägen Podest geworfen. Die Ausrichter glaubten irrtümlicherweise, dass diese Technik bei den alten Griechen üblich gewesen sei und sprachen vom „klassischen“ Stil.

Insgesamt fünfmal (Paris 1900, St. Louis 1904, Athen 1906, London 1908 und Stockholm 1912) wurde „doppelt“ gesprungen – mit Anlauf und aus dem Stand, wie heute noch beim Deutschen Sportabzeichen für Senioren.

Ein Athlet tat sich dabei besonders hervor, der US-Amerikaner Ray Ewry. Er ging zwischen 1900 und 1908 zehnmal an den Start und gewann zehnmal, womit er bis heute der erfolgreichste Olympionike ist. Als Kind an Kinderlähmung erkrankt und für einige Zeit an einen Rollstuhl gefesselt, erreichte er durch intensives Training, dass er aus dem Stand weiter und höher als die anderen springen konnte. Der Leichtathletikweltverband strich nach dem Ersten Weltkrieg den Sprung aus dem Stand.

Die Leichtathletik hatte darüber hinaus Schwierigkeiten, sich von der Schwerathletik (Gewichtheben, Ringen, Boxen) abzugrenzen. Irgendwo dazwischen lagen Gewichtwerfen (1904, 1920), Steinstoßen (1906) und vor allem Tauziehen (1900 bis 1920). In Athen 1906 schlossen sich die stärksten Werfer, Ringer, Gewichtheber und Turner „multinational“ zusammen, zogen die ebenso gemischten Griechen zu sich herüber und errangen den Olympiasieg. Als 1924 Tauziehen durch die Maschen des olympischen Programms fiel, kümmerte die Sportart dahin. Es gibt inzwischen einen Weltverband, verschiedene Gewichtsklassen, Wettbewerbe für Jugendliche, Männer und Frauen, Deutsche, Welt- und Europameisterschaften und sogar Anerkennung des IOC als olympische Sportart im Wartestand.

Mannschaftsturnen war von 1896 bis 1920 etwas völlig anderes als heute. Es fand ein Kampf der „Systeme“ – skandinavisch ge-

gen deutsch – statt; in beiden Fällen wurde synchron geturnt. Bis zu 45 Minuten waren die Riegen mitunter auf dem Rasen. Die synchronen Abläufe gingen so weit, dass selbst das Einreiben mit Magnesium gleichmäßig im Takt geschah. Erst 1924 in Paris war die Mannschaftswertung eine Addition der Einzelübungen der Turner einer Riege an den Geräten. Drei außergewöhnliche Disziplinen sollen hervorgehoben werden: Tauhängeln (1896, 1906, 1932), Keulenschwingen (1904, 1932) und Federbrettspringen (1932). In Athen stand mitten im Stadion ein 14 Meter hoher Mast, an dessen Spitze an einer Verbreiterung ein Seil befestigt war. Der Athlet musste sich, so schnell er konnte, aus dem Sitz am Boden nur mit der Kraft der Arme hochhängeln. Nur wenige erreichten das Ziel.

Beim Keulenschwingen, auch Indian Clubs („indianische Keulen“) genannt, durfte ein Athlet auf einem 6 mal 6 Meter großen Podest stehend vier Minuten lang 560 Gramm schwere Holzkeulen um den Körper schwingen. Das Federbrettspringen (tumbling) übersetzte die deutsche Ausschreibung der Bestimmungen des Turnens mit „Matratzen-Übungen“. Verlangt wurden zwei verschiedene akrobatische Übungen jeweils mit einer Länge von zwei bis drei Minuten. Später kehrte diese Disziplin als Trampolinturnen ins olympische Programm zurück.

Neben den eingeführten Sportarten und Disziplinen gehörten viele Jahrzehnte auch sog. „Demonstrationen“ zum olympischen Programm. Dabei sollten dem IOC bzw. den Zuschauern nationale Systeme von Leibesübungen vorgeführt werden mit Sportarten, die ihren Weg ins Medaillenprogramm suchten. 1928 in Amsterdam etwa führte eine mehr als hundert Studierende umfassende Riege, an der Spitze eine Musikkapelle, das Ausbildungssystem der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin vor. Baseball wurde insgesamt sechsmal gespielt, bis es ins Programm kam. Ab 2012 wird es wieder gestrichen. Für American Football reichte der Versuch 1932 nicht. Die Niederländer führten 1928 ihr Korbball und die Katalanen 1992 für die spanisch sprechende Welt Rollhockey vor. Bei den Frauen führten Demonstrationen von Wasserspringen, Fechten und fünfmal Turnen dazu, dass diese Sportarten für Frauen in das Programm aufgenommen wurden.

Gerungen wurde auf der ganzen Welt seit Jahrtausenden. Es entstanden mehr Spielarten, als nur das bei Olympischen Spielen übliche griechisch-römische und freie Ringen. Ringen, bei dem die Gegner an der Hose gepackt und geworfen werden, gibt es in vielen Variationen. Hosenringen ist in der Schweiz Nationalsport, wobei die Sieger so populär sind wie in Deutschland

Fußballstars. Eine ähnliche Form ist das isländische Glíma, das die Schweden 1912 in Stockholm zeigen ließen.

In Stockholm hatte darüber hinaus ein weiterer Wettkampf Premiere, den die wenigsten bei Olympischen Spielen erwarten dürften: Olympische Kunstwettbewerbe. Von 1912 bis 1948 gehörten diese zum offiziellen Programm, in den Kategorien Architektur, Literatur, Malerei, Musik und Bildhauerei konnten Künstler ebenso eine Gold-, Silber- oder Bronzemedaille erringen wie Athleten. Mit diesen Wettbewerben, ein Herzenswunsch von Pierre de Coubertin, sollte die Harmonie von „Muskel und Geist“ zum Ausdruck gebracht werden, daher war die inhaltliche Verbindung von Sport und Kunst für alle Einsendungen Bedingung. Da der Sinn der Kunstwettbewerbe jedoch immer wieder angezweifelt wurde und ihr Erfolg meist in bescheidenem Rahmen verlief, verschwanden sie nach 1948 aus dem Wettkampfprogramm.

Entwicklung des Wettkampfprogramms der Olympischen Spiele 1896 – 2008

Anm.: Aufgelistet sind die Sportarten, in deren Rahmen bei den jeweiligen Olympischen Spielen erschiedene Wettbewerbe / Disziplinen ausgetragen wurden.

Bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking werden 302 Wettbewerbe in 28 Sportarten durchgeführt.

w = wegen schlechter Witterung ausgefallen
v = Sportart sollte olympisch sein,
Wettbewerbe wurden aber nicht durchgeführt

	96	00	04	06	08	12	20	24	28	32	36	48	52	56	60	64	68	72	76	80	84	88	92	96	00	04	08	
Leichtathletik	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Fechten	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Radsport	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Swimmen	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Rudern	w	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Turnen	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Gewichtheben	X		X	X			X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Ringen	X		X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Schießen	X	X		X	X	X	X		X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Fußball	v	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Segeln	v	X		X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Reitsport	v	X			X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Tennis	X	X	X	X	X	X	X	X															X	X	X	X	X	X
Autorenrennen	X																											
Ballonfahren	X																											
Bogenschießen	X	X		X	X													X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Boule	X																											
Golf	X	X																										
Jeu de Paume	X			X																								
Cricket	X																											
Croquet/Roque	X	X																										
Lacrosse	X	X		X																								
Motorbootrennen	X			X																								
Pelota	X																											
Polo	X		X	X	X				X																			
Rugby	X		X	X	X																							
Basketball		X								X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Boxen		X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Hockey			X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Racquets			X																									
Eiskunstlauf				X	X																							
Eishockey					X																							
Kunstwettbewerbe				X	X	X	X	X	X	X	X	v																
Moderner Fünfkampf				X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Alpinistik					X		X	X																				
Aviatic									X																			
Kanu									X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Handball									X								X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Judo															X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Volleyball															X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X	X
Tischtennis																						X	X	X	X	X	X	X
Badminton																							X	X	X	X	X	X
Baseball																							X	X	X	X	X	X
Softball																								X	X	X	X	X
Triathlon																									X	X	X	X
Taekwondo																									X	X	X	X
	96	00	04	06	08	12	20	24	28	32	36	48	52	56	60	64	68	72	76	80	84	88	92	96	00	04	08	

Idea

In 1894, the International Olympic Committee (IOC) was founded in Paris on Pierre de Coubertin's initiative. To this day, apart from awarding the Olympic Games, its main task is the promotion of the Olympic Movement, and particularly of its related ideal, so-called "Olympism".

An important feature of Olympism is that it credits sport with having a beneficial physical effect. The union of body and soul, fair play in competitive sport, the internationalism of all sporting participants, the emphasis on human values, such as the ideal of peace, are laid down in the Olympic Charter.

Rituals

When, within the context of the opening ceremony, the Head of State of the host country utters the famous phrase defined by the IOC, "I declare the Games of ... (name of the host city) celebrating the ... (nth) ... Olympiad of the modern era open," and subsequently with the lighting of the Olympic flame, the respective games can begin.

Not only the festive opening and closing ceremonials but also the presentation ceremonies following the competitions follow a pattern now familiar to us. However, not all of the various Olympic rituals date back to 1896. Rather, over the years, individual elements were gradually added until the modern, standard Olympic ceremonial of today emerged.

Rediscovery

When, in 1894, Pierre de Coubertin founded the International Olympic Committee and two years later the Modern Olympic Games, he laid the foundations for an event, which keeps the sporting world on tenterhooks every four years.

However, even before Coubertin, there had been national and also regional initiatives to launch an "Olympic Games", in which the initiators, just like Coubertin later, usually sought to establish a reference to the ancient example.

In the 18th century, archaeologists began to take an interest in the buried remains of ancient Olympia. The first major excavations were carried out between 1875 and 1881 under the supervision of the German scientist Ernst Curtius.

IOC

The supreme authority of the Olympic Movement is the International Olympic Committee (IOC) founded in 1894 which has its headquarters in Lausanne. The IOC chooses its own members, and is therefore a self-constituent organisation. The members are IOC representatives or „ambassadors“ in their homelands, not delegates of their countries.

The main task of the IOC is to promote the Olympic Movement in accordance with the Olympic Charter. Its foremost duty is to award the Olympic Games, which is then staged by the host city.

The President, currently the Belgian Jacques Rogge, heads up the IOC.

Business

The gigantism of the "Olympic Games" repeatedly sparks criticism of this great event. In fact, gigantic building projects can present serious (economic) problems for the organisers of the games. On the other hand, there is huge commercial exploitation of the Olympic Games, which brings a flood of money into the coffers of the IOC.

The IOC uses revenues from granting television rights amongst other things for its sporting development aid programme "Olympic Solidarity". With over 60 million US dollars per annum, those national Olympic committees that need the help most are given financial, technical and administrative support.

Citius, altius, fortius!

Citius, altius, fortius! – Faster, higher, stronger! This is the motto of the Olympic Games that was first published by the IOC in 1921.

It was already proposed in 1894 by Pierre de Coubertin, who took it from a quotation made by the French Dominican Father and teacher Henri Didon. The motto emphasises the motivation and competitive ideal, which is also enshrined in the Olympic Charter.

This motto is expressed in the documenting of Olympic Games records. However, the medal tally of the individual nations published by the media time and again contradicts the idea, that in the Olympic Games individual athletes and not nations compete against each other, and is thus officially rejected by the IOC.

Doping

Doping is the scourge of modern high-performance sport and is an ongoing unsolved problem. In the network of sport and commercial interests, time and again the prohibited competitive advantage offered by drugs helps a participant to win, which would otherwise be impossible under „clean“ conditions.

The race between the drug-takers and drug detectors is often reminiscent of the fable of the rabbit and hedgehog: It is not until a new substance appears on the market and is taken that doping laboratories can become involved and try to work out a method of detection as quickly as possible.

Drug tests have been carried out at the Olympic Games since the 1968 games in Mexico City. The first Olympic doping case was in 1968 when the Swedish pentathlete Hans-Gunnar Liljenvall steadied himself by ingesting an excess of alcohol before shooting.

Media

The first live TV Olympic Games broadcast took place in 1936: In Berlin, astonished spectators were able to follow the events in the Olympic stadium in public television lounges, this was the start of a new era.

Today, viewing has assumed astronomic proportions: More than 200 countries receive the Olympic Games TV transmissions and several billion spectators tune in. Moreover, today almost twice as many journalists than athletes attend the games; approx. 20.000 press representatives face ca. 10.500 athletes.

Thanks to multi-medial possibilities, there are virtually no limits on future TV coverage of the Olympic Games.

Technology

From competition locations through equipment to measurement – the Olympic Games always reflect the technological progress in sport as well. Although the competition locations are placed at the disposal of all athletes, the financial muscle and advanced research capability of the rich industrial nations can be clearly seen in the better equipment of their athletes and thus in the medal statistics of heavily material-dependent sport disciplines.

Internationally, the IOC Olympic Solidarity sports development aid tries to rectify the situation in this respect.

Paralympics

In 1948, a sports festival for British war disabled was organised in London by Sir Ludwig Guttmann. Four years later, foreign athletes were also invited to participate in this event, thus, the foundation stone for the Paralympics was laid. At the 1960 Olympics in Rome, these games took place for the first time in the Olympic style and were thus the first official Paralympics. Since 1988, the Paralympics have always been held in the Olympic Games host city, in recent years they have blossomed into a truly great event: At the 2004 Olympic Games in Athens, almost 4.000 athletes from 136 nations participated.

The Special Olympics, the global games for mentally handicapped participants, were founded in 1968 in the USA by the Kennedy family. Unlike in the Paralympics, here the athletes' personal best performances and not absolute records are the yardsticks of success.

However, the Deaflympics have the longest tradition in sport for the disabled, i.e. the global games for deaf athletes, which have been held since 1924.

Winter Games

Initially, the monopoly on Winter Games was held by Sweden: Between 1901 and 1926, the Nordic Games, which represented the great international winter sports event of the day, had been held in Stockholm seven times.

It was not until 1926, that the IOC challenged this monopoly. Retrospectively, the IOC declared the 1924 international winter sports week held in French Chamonix as the first Olympic Winter Games, the „cold little brother“ of the Olympic Games was born.

Since 1994, the Winter Olympics has followed its own four-year cycle, henceforth; they have been held in the middle of an Olympiad. The Olympic mega-event, which now is held biennially, (2004 Olympic Games in Athens– 2006 Olympic Winter Games in Turin – 2008 Olympic Games in Peking – 2010 Olympic Winter Games in Vancouver etc.) has opened the doors to new marketing possibilities.

Ecology

Since the 1970s, the effects of the Olympic Games on nature have been the subject of public debate. The main problem is above all the change of venue of the games every four years, which always requires comprehensive construction projects at the competition locations and associated infrastructure.

By demanding the use of existing buildings and the rational utilisation of the new buildings after the games, the IOC tries to counter this problem. In 1995, at the first World Conference on Sports and Environment held in Lausanne, the IOC declared the environmental aspect to be the third pillar of the Olympic Movement, alongside sports and culture.

Despite all the good intentions, there is still much to do. The latest negative examples are the empty „haunted buildings“ of the 2004 Olympics in Athens.

Politics

One of the basic Olympic tenets is the promotion of peace. In the Olympic Charter it is pointed out, that at the Olympic Games athletes, not nations, compete against each other. Political conflicts should have no place on the Olympic stage.

However, history has demonstrated that this is just wishful thinking: Both in the past and today the games have been and are used for propaganda purposes and several times have even been the scene of assassinations.

From the politicians' point of view this is quite understandable, as no other sporting event is bigger, more prestigious and, above all, more international. Thus, political actions in the context of the Olympic Games guarantee the greatest possible attention worldwide.

Winners

The Olympic history is characterised by impressive performances by outstanding athletes. To select 20 athletes worthy of coverage in more detail provides much fuel for discussion.

The „editorial staff meeting“ of the German Sports & Olympia Museum team resulted in the following selection.

Competition

At the premiere of the Modern Olympic Games in 1896 in Athens, 9 sport disciplines were listed in the programme: Fencing, weight-lifting, track and field athletics, cycling, rings, shooting, swimming, tennis and gymnastics. Sculling was also listed as an Olympic discipline but the competitions had to be cancelled due to bad weather.

Today, more than 300 competitions in 28 sport disciplines are held at the Olympic Games.

The next section, in which you can personally actively participate in an Olympic way, provides an historical insight into the Olympics' chequered programme and the demonstration sport disciplines.

Mit Unterstützung von:



Innenministerium
des Landes Nordrhein-Westfalen



FrauenMuseum
Hamburger Event Management GmbH
Landessportbund Nordrhein-Westfalen
Samsung
Stadt Köln
WestNet Lottoservice GmbH

pa • picture alliance

Im Zollhafen 1
50678 Köln
Tel.: 02 21-33 60 90
Fax.: 02 21-33 60 99 9
e-mail: info@sportmuseum.info
Weitere Informationen zur Ausstellung
www.sportmuseum.info

